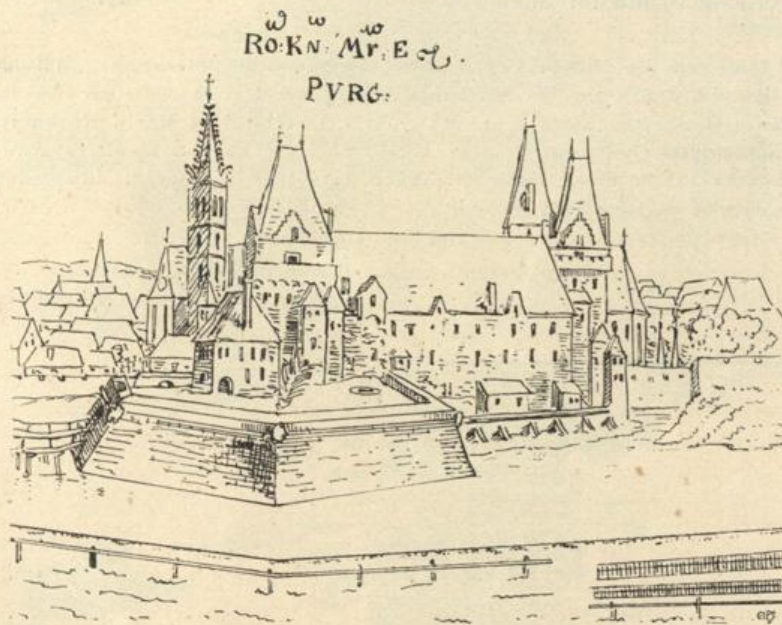


VIII. CAPITEL.

Der Burgplatz und die Hofburg.



Wie man die Geschichte unserer Stadt in gewissem Sinne eine Weltgeschichte im Kleinen nennen könnte, so kann auch die Geschichte unserer Hofburg in mancher Hinsicht eine „Stadt- und Reichsgeschichte“ genannt werden.

Und in der That, an den Aufbau der Burg knüpfen sich buntfarbige Bilder, historisch interessante Erinnerungen, und der Ausbau jedes einzelnen Theiles unserer Hofburg gemahnt an wichtige Zeitperioden und Personen der österreichischen Geschichte.

Schon der Gedanke allein, dass hier die erlauchten Babenberger und Habsburger resi-

dirten, dass seit 600 Jahren ununterbrochen alle Landesfürsten hier lebten und wirkten, von hier aus mächtig in das Schicksal ihrer Völker eingriffen, von hier aus, oft gut, oft schlecht berathen, ihre Schicksale auf Jahrhunderte hinaus entschieden, macht diese Stätte gewiss für Jedermann bedeutsam und ehrwürdig; besonders aber für den Wiener, dessen Liebe und Anhänglichkeit an sein Herrscherhaus beinahe sprichwörtlich geworden ist. Und wenn auch die alte Kaiserburg in ihrer einfachen Gestaltung keineswegs ein gigantischer Monumentalbau genannt werden kann wie andere stolze Burgen, und wenn auch ihre Erscheinung gerade nicht blendet wie die Tuileries in Paris, St. James-Palast in London oder der Kreml in Moskau, so hat sie doch Eines vor allen Andern voraus, so hat sie doch Eines, was allen Uebrigen fehlt: ihre Hallen wurden noch nie entweiht von ruchloser Blutthat. Nur langsam und stückweise fügte sich unsere heutige Hofburg in ihren einzelnen Theilen zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenem Geschmacke mühsam zusammen und bildet daher nur ein ungleiches, labyrinthisches Ganzes.

Wollen wir daher die Baugeschichte unserer Hofburg richtig und gründlich verstehen, so müssten wir zu ihren ersten Anfängen zurückkehren und die einzelnen Theile und Zubauten in ihrer Zeitfolge beobachten.

Die Baugeschichte der Hofburg.

Schon Leopold VII. der Glorreiche verlegte im Jahre 1221 seine Burg vom Hof an die Stelle des heutigen Schweizerhofes; die Zeitepoche schien diesem Neubau günstig, Handel und Gewerbe blühten in nie geahnter Weise auf, und ein 32jähriger glücklicher Friede versprach noch für lange Zeit hinaus ein segensreiches Gedeihen. Auch persönliche Gründe mochten den Herzog zur Uebersiedelung bewogen haben; die engen Räume der alten Burg genügten den gesteigerten Ansprüchen und Bedürfnissen nicht mehr, und nach den Anschauungen der damaligen Zeit vertrug es sich schlecht mit der Würde eines Ländesherrn, so mitten unter seinen Bürgern wie unter Seinesgleichen zu wohnen.

Der Herzog erkor sich also ausserhalb der Stadtmauer auf freiem Felde in der Verlängerung des Kohlmarktes (*Kohlenmarktes, fori carbonum*) eine Stelle, wo er seine Burg erbaute. Sie war mit tiefen Gräben umzogen (ein kleiner Rest ist noch heute vor dem Hauptportal des Schweizerhofes bemerkbar), ihre Gestalt bildete ein regelmässiges Viereck, und an jeder der vier Ecken befand sich ein fester Thurm, von denen der eine an der Nordseite massiver war als die übrigen. Die Lage und Ausdehnung entsprach dem heutigen Schweizerhof vollkommen, und trotz der noch spärlich fliessenden Geschichtsquellen ist es bis zur Gewissheit erwiesen, dass an dieser Stelle die Uranfänge unserer Hofburg wirklich begannen.¹⁾

Freilich war es kein Prachtbau und sein Umfang nicht viel grösser als die Jasomirgott'sche Markgrafenburg auf dem Hof, aber der Bau war mehr gesichert vor feindlichen Angriffen, auch fester und stärker, seine hohen Wälle und tiefen Gräben, seine wuchtigen Thürme und Mauern schienen jeder Gefahr zu spotten; auch hatte derselbe noch einen anderen Nutzen im Gefolge, er trug nämlich wesentlich zur Stadterweiterung bei, denn jetzt siedelten sich eine Menge Ministerielle und Bedienstete mit ihren Familien und ihrem Gesinde in der Nähe der neuen Fürstenburg und um den neuen Pfarrhof (St. Michael) an und breiteten sich so an der ganzen südlichen Länge der Stadttheile aus und bauten endlich Häuser und Höfe, die nach und nach Strassen bildeten und in die Umfriedung der Stadt später einbezogen wurden. Auf diese Art nun erhielt Wien einen mächtigen Zuwachs an Grund und Boden, einen unerwarteten Zubau von neuen Plätzen und Strassen.²⁾

Wie zahlreich übrigens diese neuen Ansiedelungen waren, geht schon aus dem Stiftsbriefe Leopolds VII. an die Michaelerpfarrkirche *de dato* 18. November 1221 deutlich hervor.³⁾

Vor der Burg (d. i. vor der Front des heutigen Schweizerhofes, also an der nordwestlichen Seite) lag ein mit Mauern umfriedeter Raum, eine Art Vorhof, wo Turniere und andere Ritterspiele öffentlich abgehalten wurden, und der dem heutigen Franzensplatz entspricht. Dem Schweizerhof gegenüber lag die alte **Gillperburg**, ein Besitzthum der mächtigen und reichen Grafen von

¹⁾ Die hinter dem Graben laufende Strohmauer, sowie das Peilerthor am oberen Theile des Kohlmarktes bildeten die natürliche Grenze, hinter welcher sich die Stadt von dem gegenüberliegenden Burggebiete abschloss.

²⁾ Die Strassen, welche sich jetzt im neuen Stadtgebiete bildeten, liefen zumeist von oben nach unten, von Nord nach Süd und zwar der Länge nach unter sich parallel, wie z. B. die Verlängerung des Kohlmarktes als Fortsetzung der Spänglergasse, die obere und untere Breunerstrasse, Dorotheer-, Spiegel- und Seilergasse; die übrigen neuen Strassen liefen der Breite nach parallel mit der Wollzeile, wie z. B. die Singer-, Weihburg- und Himmelfortgasse, welche letztere sich an der untern Stadtmauer fortzog; in der Naglergasse, die bisher nur aus einer gegen den Hof zugekehrten Reihe von Häusern bestand, bildete sich jetzt an dem ziemlich steilen Rande der bereits verschwundenen Stadtmauer auch eine zweite Reihe von Häusern; so wie längs des ebenfalls aufgelassenen Walles die „Wallstraße“, oder, wie sie heute heisst, die „Wallnerstrasse“. Der Graben aber, der seine fortificatorische Bedeutung jetzt verlor, eignete sich seiner breiten Anlage nach besonders zu einem neuen Platz und bildete nach dem Wegfall der Mauern den heutigen „Graben“. Auch der Michaelerplatz und Neumarkt formirten jetzt neue Stadtplätze, nur war der erstere durch einen kleinen Friedhof („Michaelerhof“) und letzterer durch die Stadtmauer, welche quer durchlief, verengt. Vide: die Planstudie in meiner Einleitung Seite XXIX.

³⁾ Dieser Stiftsbrief lautet wörtlich: „und schaffen wir, daß selben pfarrer gehöre zur pfarr alle unsere diener und alle unser gefinde, die in unserer reno Burg wohnen, und alle die burger und alle die dienstent, die umher gebavt haben.“

Cilly, die später nach dem Tode des letzten Grafen Ulrich längere Zeit als kaiserliches Zeughaus diente und zuletzt (1525) durch eine Feuersbrunst gänzlich zu Grunde ging. Die Abschlussmauern der Burg an der Nordseite traten bis beiläufig gegen die Mitte des heutigen Michaelerplatzes vor und bildeten mit den Häusern der Herrengasse bis hinauf zum Lobkowitzplatz eine gerade laufende Strasse. Bis in die Zeiten Ferdinands I. erhielt die Burg keine wesentliche Veränderung, nur wurden im Laufe der Zeiten zu den vier grossen Eckthürmen kleinere niedrigere Thürmchen zur grössern Befestigung von Albrecht, dem ersten Habsburger, von seinem Sobne Albrecht, dem Lahmen, und Rudolf hinzugebaut, ohne dass man es urkundlich nachzuweisen vermöchte. Die Thürmchen hatten verschiedene Namen, wie uns dies Michael Behaim in seinem „Buche von den Wienern“ (1462—1465) näher erzählt und sie *Jungfrauen-, Schneider- und Neuer-Thurm* nennt; doch büsste die Burg deshalb ihre viereckige citadellenartige Gestalt nicht ein. Es ist uns ein interessantes Bild von Hirschvogel aus dem Jahre 1547 erhalten geblieben, welches die Burg von der südöstlichen Seite darstellt, und welches ich in getreuer Copie in Form einer Vignette (*Figur 71*) am Anfang dieses Capitels zur Anschauung bringe.¹⁾

Ein noch ausführlicheres, *sub Figur 72* beifolgendes Bild von Lautensack aus dem Jahre 1556 zeigt uns die Burg von der Südseite mit einer Menge kleiner Häuser im Vordergrund, welche hier die sogenannten „*Wiedmer Luken*“ bildeten und sich nach dem ersten Türkenkriege hier zahlreich vermehrten.²⁾

Erst mit Ferdinand I. fand die erste Erweiterung und Verschönerung der Burg statt, und erst ihm hatte Wien seine heutige Gestalt und die eigentliche Befestigung der Basteien zu verdanken, denn als er am 12. Jänner 1519 nach dem Tode seines erlauchten Ahnen mit seinem Bruder Carl aus Spanien in Wien ankam, war die Burg bereits alt und theilweise baufällig geworden, auch zeigten sich in den Hauptmauern bedenkliche Sprünge, und als zehn Jahre später die Burg durch die Belagerung der Türken (1529) grossen Schaden litt, drängte sich dem Kaiser die Nothwen-

¹⁾ Das Bild ist die genaue Copie eines Segments vom Hirschvogel'schen grossen Originalplan aus dem Jahre 1547, der auf Befehl Ferdinands I. angefertigt wurde. Als nämlich nach dem Jahre 1541 ein grosser Theil Ungarns durch einen Eroberungszug der Türken unter osmanische Botmässigkeit kam und die Gefahr noch weiterer Türkeneinfälle nach Oesterreich für Wien permanent zu werden drohte, beschloss Ferdinand I., die Stadt Wien mit neuen mächtigen Festungswerken zu umgeben: zu diesem Zwecke liess er vom Nürnberger Ingenieur und Künstler August Hirschvogel die Stadt im Jahre 1547 genau aufnehmen und zugleich einen Entwurf der Bastionen beifügen. Aus dem Bilde ersehen wir an den Thürmen einfache Gesimse, die eigenthümlich in zwei Spitzen auslaufenden hohen Thurmdächer und in denselben kleine schmale Fensterluken. Der ganze Bau gehört offenbar dem römischen Baustyle an und hat einen mehr massiven als prächtigen Charakter. Man merkt es dem bescheidenen einstückigen Gebäude an, dass es jener Zeitperiode angehört, wo die österreichischen Herzoge sich noch nicht mit kühnen hochstrebenden Plänen trugen, sondern vorerst auf den Schutz ihres eigenen Hauses und ihrer Person bedacht waren. An der nordöstlichen Seite sind bereits zwei kleinere und an der südöstlichen ein grösserer, breiterer und zwei schmälere Nebenthürme angebaut. Auch ein einstückiges Wohnhaus mit dem Thoreingange auf die Bastei macht sich an der Südseite der Burg mit einem hohen Rauchfange bemerkbar; um die Burg, die bereits hohe Festungsmauern umgeben, ist noch immer über Grund, der Hauptthoreingang mit der Zufahrt befindet sich auf der westlichen Seite der Festungsmauer und ist im Bilde kaum bemerkbar. Die Minoritenkirche ist noch nicht von hohen Häusern verdeckt. — Von diesem interessanten Bilde, dessen Original 54·3 Cm. im Durchmesser beträgt, existirt auch eine Nachbildung von Albert Ritter von Camesina.

²⁾ Obiges Bild ist ein Segment aus der grossen Radirung von Hans Sebald Lautensack aus Nürnberg. 1 Meter 14·5 Cm. breit und 19·8 Cm. hoch. Sie wurde von Ritter von Camesina getreu nachgebildet und im I. Bande der „*Berichte und Mittheilungen des Wiener Alterthumsvereines*“ (1854) einem Aufsätze von Josef Feil über Lazius beigegeben. Das Bild ist um so interessanter, als hier die ganze südliche Front der Burg mit allen vier Thürmen ersichtlich ist. Auch erscheinen die Festungsmauern bereits erhöht und links im Bilde das an die Stelle des abgebrannten alten Cillyerhofes gekommene neue Haus (die neue Burg, später Amalienhof genannt) bereits vollendet, rechts im Hintergrunde des Bildes die Augustiner- und Michaelerkirche, den Vordergrund nehmen die vielen Häuschen ein, welche sich unter dem Namen *Wiedmer Luken* nach dem ersten Türkenkriege hier allmählig ausbreiteten. Sie waren grösstentheils hölzerne Wirthschaftsgehöfte mit kleinen Gärten hinter Holzplanken. Ueberhaupt entstanden nach dem ersten Türkenkriege mehrere „*Luken*“ und es bildeten sich bis hinab zum *Kärntner- und Stubenthor* zahlreiche Ansiedelungen dieser Art, ja selbst ganze Vorstädte.

digkeit der Restaurirung ihrer Mauern und Verschönerung ihrer Umgebung mit unwiderstehlicher Gewalt auf.

Ferdinand I. wurde somit der Schöpfer der neuen Gestaltung der Burg, und an sein Andenken knüpfen sich eine Reihe von Zubauten, die den Grund zu dem heutigen Aussehen unserer Hofburg bilden. So erkaufte er das Marschall Ebersdorfsche Haus auf dem Michaelerplatz, liess es niederreißen und legte an dessen Stelle dann auf dem Michaelerplatz auf dem Grunde der heutigen Winterreitschule, Stallburg und Vogelmarkt zur Freude seiner Gemahlin, Anna aus dem Hause Jagello, einen schönen grossen Lustgarten an und an der Stelle des jetzigen Josefsplatzes hinter einer hohen langen Mauer, die sich vom Michaelerplatz bis zur Augustinerkirche in gerader Linie fortzog, einen Reit- und Tummelplatz, den man Irrgarten nannte. Im Jahre 1525 gab ein unglückliches Ereigniss einen weitem Anlass zur Vergrösserung des Burgplatzes. Der alte Cillyerhof, der beinahe ein Drittel des heutigen Burgplatzes einnahm, brannte in diesem Jahre gänzlich ab, und es trat jetzt an dessen Stelle ein Neubau, der um ein beträchtliches Stück zurücktrat und an jener Stelle aufgebaut wurde, an der er sich noch heute befindet, und wo heute der Amalienhof¹⁾ steht, war



Fig. 72.

Ansicht der Hofburg aus dem Jahre 1556.

jedoch noch immer auf beiden Seiten frei, schloss also noch nicht den Burgplatz ab, wie dies heute beim Amalienhof der Fall ist. Im Jahre 1529 kaufte Ferdinand I. das Haus des spanischen Freiherrn von Gusmann an der Ecke der heutigen Schauflergasse und erbaute auf dessen Grunde, doch mehr gegen die Burg zu (parallel mit dem heutigen Leopoldinischen Tracte), die sogenannte Hofkanzlei, ein bescheidenes, unansehnliches, einstöckiges Gebäude. Er verlängerte auch den Schweizerhof durch einen Zubau. Die Front dieses alten Gebäudes nämlich, die bisher nur sieben Fenster zählte, wurde jetzt bis zur Stelle des heutigen Burgtheaters hinausgeschoben, ein zweiter und dritter Stock aufgesetzt und alle Stockwerke nach dem neuen Geschmacke mit Kreuzstöcken versehen,

¹⁾ Der Amalienhof hat seinen Namen von der Prinzessin Amalie Wilhelmine, einer Braunschweig-Lüneburg'schen Prinzessin, die als Gemahlin Josefs I. nach dessen Tode hier ihren Witwensitz hatte.

ein schönes Einfahrtsthor vom Burgplatz in den Schweizerhof errichtet, eine Zugbrücke mit Aufzugsketten angelegt, die Wölbungen der Einfahrt mit reichen Frescomalereien ausgeschmückt und der Eingang rechts und links mit schönen Steinwappen geziert; ¹⁾ auch vergrösserte er das auf dem Ballplatz gelegene Spital, welches seitdem Kaiserspital genannt wurde; ²⁾ ferner führte er über das ehemalige Wiedmerthor und über das daneben angelegte Burgthor hinaus nächst der Burgwache ein ganz neues Gebäude auf, welches den Anstoss zu dem künftigen Leopoldinischen Tract gab, liess den nördlichen Eckthurm gegen die Michaelerkirche, den Thurm auf dem Wiedmerthor abtragen, das im Rücken der Burg gelegene umfangreiche Hofstallgebäude niederreißen und auf dessen Grund eine neue Burg für seinen aus Spanien kommenden Sohn Maximilian II. und dessen Gemahlin Maria (Tochter Carls V.) erbauen, daher dieser Theil der Burg noch immer Stallburg genannt wird. Schliesslich darf nicht unerwähnt gelassen werden, dass er auch in der Stadtmauer ein neues Burgthor eröffnete, weil das gleich daneben gelegene Wiedmerthor durch die Anlegung eines Bollwerks vor demselben unbrauchbar wurde.

Die Verdienste Ferdinands I. um die Wiederherstellung und Verschönerung der Hofburg können nicht dankbar genug anerkannt werden, und sie sind auch kommenden Geschlechtern zum Gedächtnisse in mehreren Erinnerungstafeln erhalten geblieben. So befindet sich z. B. noch heute eine verwitterte und unlängst sorgfältig restaurirte grosse Marmortafel auf dem Burgplatze an der Wand des Schweizerhofes gegen den Burgtheater-Eingang ³⁾ mit der Jahreszahl 1552 und, wie schon gesagt, eine Erinnerungszahl 1536 über dem Einfahrtsthore des Schweizerhofes. Aber auch ein Gedicht Wolfgang Schmelzel's, dessen Ankunft in Wien mit diesen Restaurierungsarbeiten zusammenfällt, hat sich zum Lobe der Burg erhalten. Er sagt in seinem „Lobspruch der Stadt Wien“:

„Hier thumb wir zu der Burgt geleich,	Darein vil Küniglicher zommer,
Das ist das hauß von Oesterreich,	Gar fest gemewr, wie ein wimmer. ⁴⁾
In welchem Küniglich Majestat	In das Nest ist ein Adler gflogen,
Sambt irem Gemahel wonung hat.	Vil schöner jung darinn außzogen.

Ein Irrgarten zu lust geziert,
Srißch waßer darein gefürt wirdt,
All Ding, gepawt zu lust, kurzweil,
Kein fester Burgt findst ettlich meil
Mit thürmen, gräben zu der wehr.“

Was übrigens Ferdinand I. nach der ersten Türkenbelagerung noch weiter für die Befestigung der Stadt im Jahre 1530 und namentlich in der Zeit zwischen 1542 bis 1547 geleistet, wie er jetzt zum ersten Male Wien durch seine Befestigungsanlagen zu einer für die damalige Zeit wahrhaft bedeutenden Festung erhob, mag bei Gelegenheit der Besprechung der „Basteien“ füglich seine passendere Stelle finden.

¹⁾ Aus Ferdinands I. Zeiten hat sich das schöne Einfahrtsthor bis heute noch unverändert erhalten, auch die herrlichen Fresken über der Wölbung, dann in den Aufzugslöchern die Radscheiben, in welchen die Aufzugsketten liefen, sowie auch zu beiden Seiten der Einfahrt die Steinwappen. Bei Gelegenheit einer vor Kurzem erfolgten Restaurirung des Thores wurde mit pietätvollster Sorgfalt alles aus jener Zeit noch bestehende Alte gesont und beibehalten, so auch die Aufschrift über dem Thore mit der Gedenkzahl 1536 zur Erinnerung, dass in diesem Jahre das Einfahrtsthor errichtet wurde.

²⁾ Das Kaiserspital befand sich beiläufig in der Flucht der heutigen Staatskanzlei gegen die Minoriten zu; ursprünglich wurde dieses Spital von dem reichen Weinbauer Leopold Weinberger und dem Spanier Diaco de Sarava gegründet, und die Minoriten gaben ihre Katharinencapelle zur Spitalskirche her.

³⁾ Die Marmortafel enthält den Text mit grossen goldenen Buchstaben eingravirt, die Greifen als Zeichen der Macht und die Arabesken in erhabener Arbeit aufgetragen.

⁴⁾ Das Wort „Wimmer“ ist ein altdeutscher Ausdruck und bedeutet knorrigen Auswuchs, Verhärtung, woraus das wienerische Wimmerl (als Diminutivum des Wimmer) sich ableiten lässt, welches heute ein kleines Geschwür an der Haut bedeutet.



Fig. 73.

Portrait Ferdinands I. mit der Ansicht der Burg aus dem Jahre 1556.

Wir können das Andenken an Ferdinand I. als den Regenerator der alten Hofburg und Schöpfer der Stadtmauern, sowie den eigentlichen Begründer der heutigen Gestalt der Stadt nicht besser ehren, als dass wir sein wohlgetroffenes Bildniss (das bisher noch nie publicirt wurde) hier *sub Figur 73* begeben. Es bietet uns schon deshalb ein um so grösseres Interesse, als auch im Hintergrunde die Burg in ihren Details ganz so zur Anschauung gelangt, wie sie aus den Restaurierungsarbeiten Ferdinands I. hervorging.¹⁾

Die Nachfolger Ferdinands I. thaten für die Verschönerung der Burg, besonders während des dreissigjährigen Krieges, soviel wie gar nichts, dafür sorgten sie, besonders die beiden Ferdinande (II. und III.), um so eifriger für die Verschönerung ihrer Hofgärten. So überhäuften sie z. B. den Lustgarten mit neuen Springbrunnen und Cascaden, mit Badehäusern und Grotten, legten Gallerien, Lusthäuser und die sogenannte „*Brunnenstube*“ an, wo ein automatisches Silberbergwerk vom Wasser künstlich getrieben wurde; einige Spuren dieses seltenen Kunstwerkes fanden sich zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Zuckerbäckerei des Burgtheaters vor.

Wir gelangen nun zu einer neuen Bauperiode, zur Regierungszeit Leopolds I., mit welcher mächtige Bauunternehmungen für die Hofburg in's Leben traten. Gleich im Jahre 1660 wurde der Bau des stattlichen Flügels in Angriff genommen, welcher die alte Burg mit dem Amalienhofe (ehemalige Cillyerburg) verbindet und noch heute der Leopoldinische Tract genannt wird. Die Bauarbeiten wurden zwar durch die Türkenkriege gehemmt, aber 1666 vollendet, als eben die Vermählungsfeierlichkeit des Kaisers mit der spanischen Prinzessin Margaretha vor sich ging. Der neue Bau bestand aber leider nur zwei Jahre, denn er brannte am 13. Februar 1668 durch die Unvorsichtigkeit eines Tischlergesellen beim Leimsieden gänzlich nieder.²⁾ Leopold I. aber liess ihn in kürzester Zeit wieder aus dem Schutt erstehen und gab auch dem anstossenden Theile der alten Burg (Schweizerhof, der bisher nur aus drei Stockwerken bestand) durch einen aufgesetzten vierten Stock die gleiche Höhe. Jetzt schloss sich zwar der linke Flügel des Amalienhofes an den Leopoldinischen Tract an, aber der rechte Flügel blieb noch immer frei, denn daneben (einige Klafter seitwärts) stand noch immer jenes unansehnliche, schmucklose Gebäude, worin die Hofkammer, die Hofkanzlei und der alte Reichsrath ihre Sitzungen hielten.

Die beiden Bilder *sub Figur 74* und *75* zeigen uns den Leopoldinischen Tract, wie er nach der innern (dem Burgplatze zugekehrten) und nach der äussern (den Vorstädten zuge-

¹⁾ Das Bild datirt aus dem Jahre 1556, also aus einer Zeit, wo die Restaurierungsarbeiten der Burg und die Festungsmauern bereits vollendet waren. Es ist um so merkwürdiger, als es von Lautensack selbst gestochen wurde. Das Portrait ist radirt, der ornamentale und landschaftliche Theil gestochen. Die Originalgrösse beträgt 27 Ctm. Breite und 35 Ctm. Höhe. Das Bild zeichnet sich besonders durch grosse Portraitähnlichkeit und Naturwahrheit aus; die Gesichtszüge des Kaisers verrathen den Kopf eines Denkers, sie haben etwas Beobachtendes, Vorsichtiges an sich. Das kluge, ruhige Auge blickt zuversichtlich vor sich hin. Das interessante Costüm in spanischem Geschmacke gehört der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an; der Oberrock, mit Pelzwerk reich verbrämt und mit der üblichen grossen Goldkette geschmückt, die weiten Puffen, das enganschliessende Aermelleibchen und die niedrige baretartige Mütze gemahnen an die Zeit zwischen 1550—1570. Bewunderung verdient gleichfalls die wahrhaft künstlerische Ausführung der Ornamentik, so z. B. jene leichthingegossenen Eckfiguren rechts mit der „Palme“ und links mit dem „Füllhorn“, den Frieden und das Glück symbolisirend; dann die zu beiden Seiten angebrachten schönen Säulen, die Figuren an den Schäften und Capitalern und in der Mitte des Bildes, oben der noch immer einköpfige Reichsadler als Landeswappen, reich geziert; vor Allem aber, was uns am meisten am Herzen liegt, die architektonische Staffage des Hintergrundes. Wir sehen hier die Burg noch mit ihren vier Eckthürmen und Nebenthürmchen und die Bastionen bereits fortificatorisch mit Ziegeln umkleidet und vor derselben die *Wiedmerlufen* mit ihren zahlreichen kleinen hölzernen Häusern, wie sie noch auf dem Hufnagel'schen Vogelperspectivplan vom Jahre 1609 vorkommen.

²⁾ An den Brand des Leopoldinischen Tractes (1668) knüpft sich die Entstehung des „Sternkreuz-Ordens“. Eine bei der frommen Kaiserin Eleonora, Witwe Ferdinands III., verwahrte „Kreuzpartikel“ soll (obgleich das Gold der Fassung geschmolzen war) nach fünf Tagen unversehrt aus dem glühenden Schutt gezogen worden sein. Dieser merkwürdige Fund gab der frommen Fürstin Veranlassung, den Sternkreuz-Orden für adelige Damen zu stiften.

kehrten) Seite ausgesehen hat. Beide sind von G. M. Vischer gestochen und datiren aus der Zeit von 1666—1670, und beide Bilder verdienen besondere Beachtung, da sie uns auch mit der Umgebung näher bekannt machen, was besonders bei letzterem Bilde der Fall ist, da hier die Basteien, der alte „Spaninger“ und das äussere Burgthor zur Anschauung gelangen, Gegenstände, welche um so interessanter sind, als sie seitdem gänzlich verschwunden sind und die an ihre Stelle gerückten Objecte heute ein ganz anderes Bild der Oertlichkeit geben.¹⁾

Der nach dem am 13. Februar 1668 stattgehabten Brande neu aufgebaute Leopoldinische Tract ist mit Ausnahme einiger unwesentlicher Restaurirungsarbeiten derjenige, welcher sich noch heute unverändert auf derselben Stelle befindet.²⁾

Auch der Amalienhof, der sich jetzt mit seinem rechten Flügel an den Leopoldinischen Tract anschloss, erhielt nach dieser Feuersbrunst einige Renovirungen, blieb aber seit dieser Zeit bis heute im Wesentlichen unverändert. Er wurde nach dem schrecklichen Brande (1525) und nachdem er längere Zeit in Trümmern gelegen, von Rudolf II. neu aufgebaut, daher derselbe in den älteren Grundbüchern unter dem Namen neue Burg oder „Rudolfsburg“ vorkommt.

Ein höchst interessantes Originalbild dieses Amalienhofes ist uns aus dem Jahre 1652 erhalten geblieben; ich lasse es *sub Figur 76* folgen,³⁾ da es uns mit diesem alten Bau und seiner damaligen Umgebung bekannt macht.

¹⁾ Das erste Bild *sub Figur 74* zeigt uns den innern Burgplatz nur nach drei Seiten hin. In der Mitte des Bildes befindet sich der Leopoldinische Tract. Er ist charakteristisch durch die Einförmigkeit seines Baustyls, durch die vielen Fensterreihen, die sich in unabsehbarer Länge zu langweilen scheinen, und durch jene kleinen ebenerdigen Kellerfenster, die später gleich den übrigen der andern Stockwerke vergrössert wurden. Der Platz wird durch einen Festzug belebt; es scheint dies die Vermählungsfeier Leopolds I. mit seiner ersten Gemahlin, der spanischen Infantin Margaretha Theresia, zu sein. Die sechsspännigen Galawagen schreiten soeben aus dem Schweizerthor hervor, und der ganze Zug scheint sich gegen den Michaelerplatz zu bewegen. Die vierte Seite des Platzes, wo noch das alte Reichsgebäude Ferdinands I. stand, ist hier im Bilde weggelassen, um uns einen bessern Ueberblick über den Burgplatz zu gewähren. Nur das grosse Eingangsthor, welches den Zutritt vom Burgplatz auf den Michaelerplatz vermittelt, ist hier stehen geblieben; an dessen Stelle kam jener Triumphbogen, von dem ich später erzählen werde. In der äussersten linken Ecke sehen wir das alte „Ballspielhaus“ (*giuoco di Ballo*), an dessen Stelle sich vormals (unter den Ferdinanden) im Burggarten eine Gallerie befand, das aber gegenwärtig jenen Theil des Burgtheaters repräsentirt, der heute gegen den Michaelerplatz gekehrt ist. Das zweite, noch interessantere Bild *sub Figur 75* zeigt uns den Leopoldinischen Tract von aussen. Er liegt so tief hinter der Basteimauer, dass das erste Stockwerk gar nicht, das äussere Burgthor nur zum Theil gesehen werden kann. Auch macht uns dieses Bild mit der Zufahrt zum äussern Burgthore bekannt. Der Weg führte über einen hohen Erdwall und einen tiefen Graben zwischen Pallsaden zum Thore hinein. Von diesem Thore gelangte man in ein zweites, unmittelbar an den Leopoldinischen Tract angebautes äusseres Burgthor. Der Platz zwischen diesen beiden äussern Burgthoren wird heute äusserer Burgplatz oder Heldenplatz genannt, weil sich hier die Monumente der Helden Eugen und Erzherzog Carl befinden. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war hier die beliebteste Promenade mit der sogenannten „Ochsenmühle“, von der später die Rede sein soll. Der Weg, der von den Vorstädten zu dem ersten äussern Burgthore führte, konnte, wie wir *sub Figur 75* im Bilde sehen, mittelst einer quer über die Strassen gelegten Mauthschanke abgesperrt werden; auch befanden sich zwischen diesen in dem Thore zwei kleine Mauthhäuschen, die aus dem tiefen Festungsgraben über die Pallsaden nur zum Theil mit ihren Dächern hervorsehen. Bemerkenswerth ist hier links vom Thore jener dreieckige Ravelin (Vorbau), der zur grössern Befestigung der Stadtmauer diente und an seinen drei vorspringenden Ecken mit je einem Thürmchen versehen war. An der rechten Seite des Leopoldinischen Tractes sehen wir zwei kleine Häuschen und den aufsteigenden alten Augustinergang angebaut und am linken Flügel den rückwärtigen Theil des Amalienhofes hervortreten.

²⁾ Bei den Erdausgrabungen zu dem Bau des Leopoldinischen Tractes wurden merkwürdige Funde zu Tage gefördert, welche damals die gelehrten Köpfe erhitzen, so z. B. am 28. Jänner 1662 ein steinerner Sarg mit dem Gerippe eines vornehmen Römers, der eine priesterliche Würde bekleidet haben mochte. Man fand in demselben Sarge auch römische Münzen, dann in einem ziemlich grossen Gehäuse von Erz eine Glasurne, eine bronzene Lampe und eine dünne Goldplatte mit unbekanntem Zeichen, welche nur mit starken Vergrösserungsgläsern ausgenommen werden konnten. Dieser merkwürdige Fund ging aber spurlos verloren.

³⁾ Dieses Bild, eine getreue Copie von Emil Hütter, zeigt uns den zweistöckigen Amalienhof in seiner Hauptfront als unregelmässiges Viereck mit einem Durchgang auf den Ballhausplatz, einem Hauptthore und zwei Seitenthoren, wie sie noch heute zu sehen sind. Auf dem kleinen Thurme befindet sich eine astronomische Uhr und darunter ein künstlicher Mondglobus, der die Mondviertel anzeigt. Nur auf der obersten Thurmspitze fehlt noch das bewegliche „schwarze Röss-“

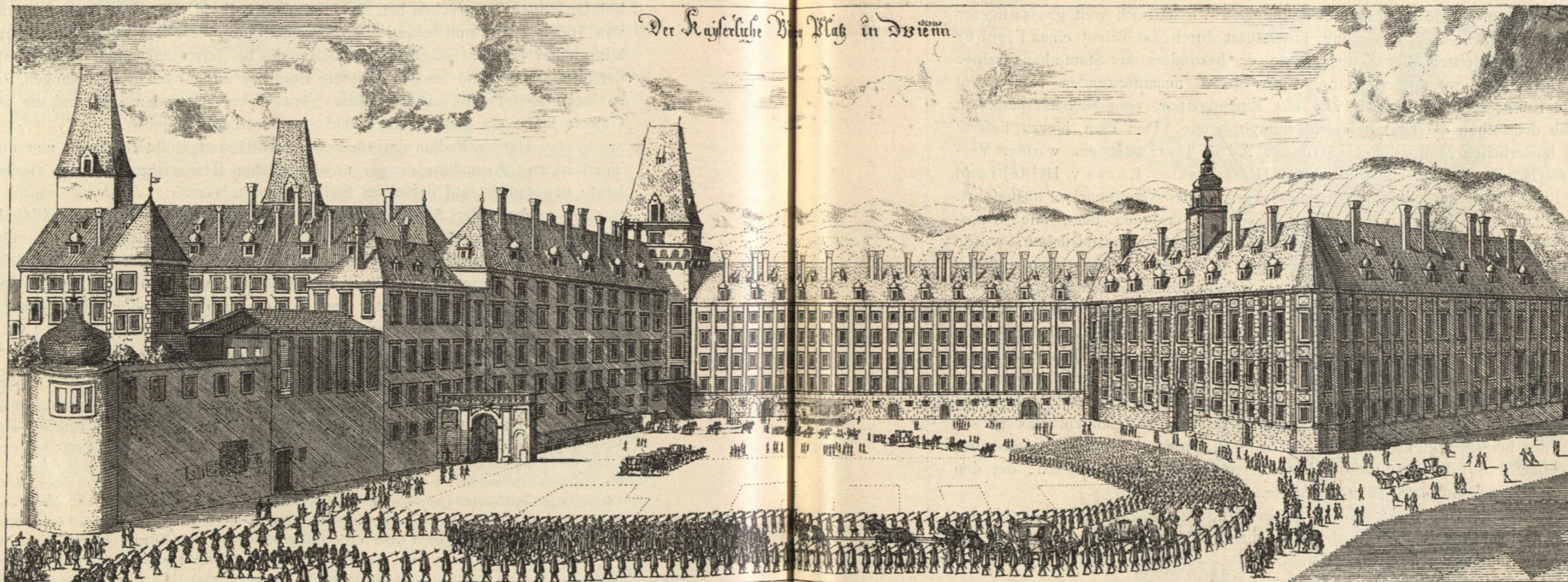


Fig. 74.

Ansicht des innern Burgplatzes aus dem XVII. Jahrhundert.

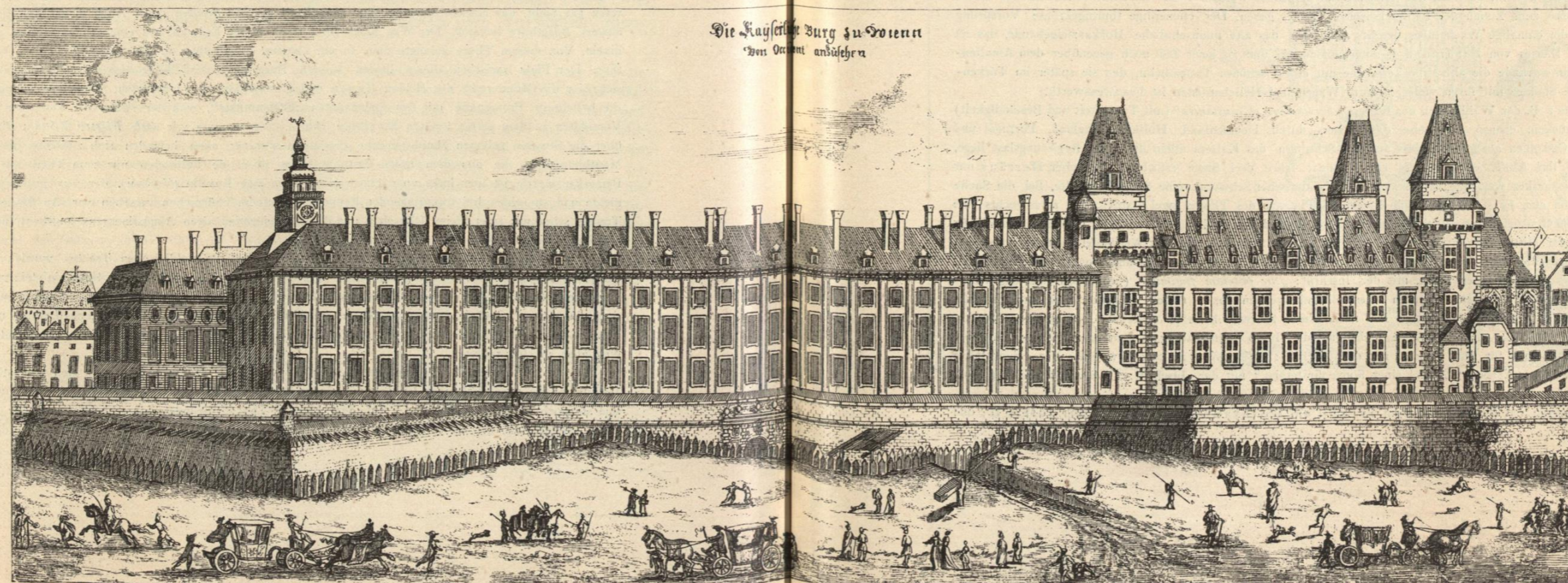


Fig. 75.

Ansicht der Burg von aussen aus dem XVII. Jahrhundert.

Was Leopold I. begann, wurde von seinem Sohne Carl VI. in noch weit grossartigerer Weise fortgesetzt. Gleich bei Beginn seiner Regierung, unterstützt durch das Talent eines Fischer von Erlach, eines der grössten Meister aller Zeiten, fasste er besonders das Stammhaus seiner Väter in's Auge und entwarf einen grossartigen Plan zu den später auszuführenden Neubauten. So liess der prachtliebende Kaiser schon im Jahre 1712 das Eingangsthor vom Michaelerplatze in die Burg erstehen und gab demselben die Gestalt eines Triumphbogens. Den Plan hierzu lieferte der gelehrte Director des kaiserlichen Münzcabinetes Gustav Adolf Herräus, ein warmer Vertreter des damaligen Zopfstils, die Ausführung wurde dem Hofarchitekten Lucas v. Hildebrand übertragen und mit aller Pracht und Zierlichkeit des damals herrschenden Geschmackes ausgeführt. Da aber Herräus durch allzu grosse Devotion gegen den Kaiser sich verleiten liess, alle Grossthaten desselben, ja fast seine ganze Biographie durch symbolische Zeichen auszudrücken, wurde das Ganze masslos und unschön; ¹⁾ schon nach 16 Jahren wurde es wieder niedergerissen und bei Gelegenheit des Aufbaues einer neuen Reichskanzlei durch ein schöneres Einfahrtsthor ersetzt.

Das herrliche Bibliotheksgebäude, welches Kaiser Carl durch Fischer von Erlach an der Stelle des frühern Komödienhauses oder des ehemaligen Reit- und Tummelplatzes erbauen liess, die prächtige Botschafter- und Säulensiege, die eine zur rechten, die andere zur linken Seite im Schweizerhofe, die Adlerstiege zwischen der Leopoldinischen Burg und dem Amalienhofe, die sogenannte Batthyanystiege, dem Michaelerplatz zunächst und gegenüber dem Burgtheater, ²⁾ die Stiege beim heutigen Redoutensaale sammt den beiden schönen an sie stossenden Gängen, das grosse Opernhaus an der Stelle des heutigen kleinen und zum Theile auch des grossen Redoutensaales, sie alle sind sprechende Zeugen von der Baulust des Kaisers. Carl VI. war es auch, der den ganzen rückwärtigen Tract der alten Hofburg völlig erneuerte.

Doch die schönste Zierde verlieh der Kaiser seiner Hofburg im Jahre 1723 durch den Aufbau der neuen prächtigen Reichskanzlei, die noch heute ihre alte Pracht nicht eingebüsst hat und oberhalb des Giebels den Namenszug des Kaisers trägt.

lein“, dessen Stellung den erfahrenen Bewohnern der Stadt als untrügliches Zeichen der zu erwartenden Witterung diene. Wenn das Rösslein, wie einst die Wiener versicherten, nach Norden oder Westen schaut, so ist Sturm und Regen im Anzug, wenn es aber gegen Süden oder Osten steht, so kann auf Sonnenschein gerechnet werden. Links im Bilde sehen wir die ersten Anbauten Ferdinands, die Anlass zum Zubau des Leopoldinischen Tractes gaben. Der ebenerdige thurmgekrönte Vorsprung links im Bilde versinnlicht uns die damalige Wachstube. Rechts zeigt sich das alte unansehnliche Hofkanzleigebäude, das an der Stelle des Gusmann'schen Hauses von Ferdinand I. aufgebaut wurde und zu jener Zeit noch gegenüber dem Amalienhofe eine Gasse frei liess, im Hintergrunde die alte Minoritenkirche mit einem schönen Thurmhelm, den sie später im Türkenkriege 1683 einbüsste. Auch die Staffage mit ihren vielen Reitern, Wagen und Hellebardisten ist beachtenswerth.

¹⁾ Herräus wollte z. B. den Wahlspruch des Kaisers „*Fortitudine et constantia*“ (mit Tapferkeit und Beständigkeit) durch Figuren symbolisch ausdrücken, ebenso die Reise des Kaisers durch Deutschland, Holland, England, Portugal und Spanien glorificiren, ferner den Gedanken ausdrücken, dass auf den Schultern des Kaisers allein die ganze Regierungslast liege, alle Mühe und Sorge sich auf ihn häufe, endlich dass er in einem Jahre drei Siege erfochten. Da aber Herräus nur ein trockener Gelehrter und Numismatiker war, aber keineswegs ein künstlerischer Schwung seine Seele beflügelte, fiel die Sache äusserst schwerfällig und unschön aus. Er stellte auf beide Enden des Plateaus des Thores zwei Statuen, und zwar rechts eine weibliche Gestalt in griechischem Gewande, auf eine Säule gestützt, und links den Hercules mit der Keule, um damit den obigen Wahlspruch anzudeuten: über der Mitte des Thores befand sich ein grosses Steinbild, der die Weltkugel tragende Atlas, um die Bürde der Regierungslast anzudeuten. An den zwei Nebenportalen waren vier Marmorbasreliefs angebracht, erstens: „Iason, das goldene Vlies suchend,“ als Sinnbild jener Reise mit der Inschrift: „*Sic patriam fugimus*“ („so flieden wir das Vaterland“); zweitens: „Italien, wie es dem mit dem goldenen Vliese heimkehrenden Iason Glück wünscht,“ mit der Inschrift: „*Quanta per aequora victus accipio*“ („wie viel bringe ich nach diesen Stürmen heim“); drittens: „der an seinen Säulen mit drei Lorbeerkränzen ruhende Hercules,“ die drei Siege andeutend, die Guido Starhemberg in dem einen Jahre (1710) bei Almenara, Saragossa und Villa Viciosa für Carl erfocht, mit der Inschrift: „*Ter victor in anno*“ („dreimal in einem Jahre Sieger“); endlich viertens: „Barcelonas Entsatz während einer Sonnenfinsterniss,“ mit der Inschrift: „*Tibi signa dedit*“ („Gott gab dir ein Zeichen“).

²⁾ Die Batthyanystiege hat ihren Namen vom Fürsten Carl Batthyany, dem Erzieher Kaiser Josefs II., und führt ihn heute noch.

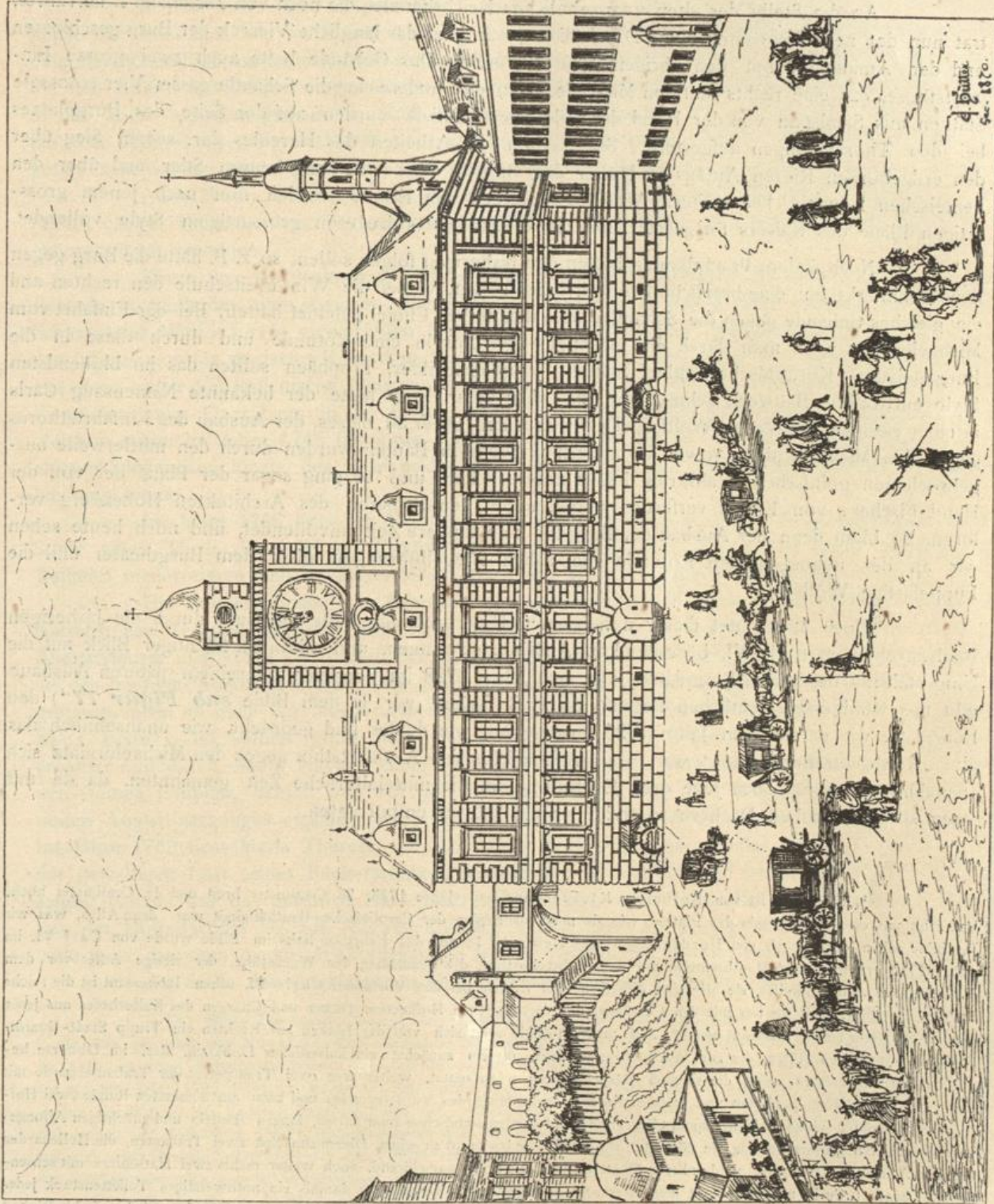


Fig. 76.

Die neue Rudolfsburg (später Amalienhof) aus dem Jahre 1652.

An die Stelle der alten unansehnlichen Reichskanzlei, die noch von Ferdinand I. herrührte, trat nun der neue imposante Bau. Durch diesen war jetzt das längliche Viereck der Burg geschlossen und der Amalienhof mit den übrigen Bauten vereint. Das Gebäude hatte auch zwei grosse Einfahrtsthore, das eine rechts auf den Michaelerplatz, das andere in die Schauflergasse. Vier colossale Statuen aus Sandstein von der Hand des Bildhauers Matielli wurden auf der Seite des Burgplatzes bei den Thoreingängen aufgestellt. Sie stellten die Arbeiten des Hercules dar, seinen Sieg über den erdgeborenen Riesen Antäus und über den Busiris, über den ungeheuren Stier und über den nemeischen Löwen. Die weitem Arbeiten Fischer's von Erlach wurden nun nach jenem grossartigen Plane des Kaisers fortgesetzt und die Winterreitschule in grossartigem Style vollendet.

Noch andere Prachtbauten hätten den bisherigen folgen sollen, so z. B. hätte die Burg gegen den Kohlmarkt hin eine herrliche Front erhalten sollen, wobei die Winterreitschule den rechten und ein gleiches Gebäude gegen die Schauflergasse den linken Flügel gebildet hätten. Bei der Einfahrt vom Michaelerplatz wäre man durch ein mächtiges Fahrthor in eine Rotunde und durch diese in die Burg gelangt. Korinthische Säulen, Statuen, Wappenschilder, Trophäen sollten das im blühendsten Style entworfene Bauwerk schmücken und ober dem Thore hätte der bekannte Namenszug Carls in einer riesigen, gekrönten Weltkugel glänzen sollen. Aber all dieses, der Ausbau des Einfahrtsthores gegen den Michaelerplatz, sowie die andern projectirten Bauten wurden durch den mittlerweile ausgebrochenen polnischen Wahlkrieg leider unterbrochen, und es ging sogar der Plan, der von der Hand Fischer's von Erlach gefertigt wurde, unter den Papieren des Architekten Hohenberg verloren. So blieb denn der Ausbau der Burg für eine längere Zeit unvollendet, und noch heute sehen wir an der unausgebauten Rotunde die rohen Ziegelführungen über dem Burgtheater und die kuppelartige Wölbung.

Doch ungeachtet dieser unliebsamen Unterbrechung hatte die Burg durch die bisherigen Baubestrebungen Carls VI. bedeutend an Ansehen gewonnen, und schon ein flüchtiger Blick auf die Umgestaltung des innern Burgplatzes vor dem Jahre 1728 im Vergleich mit seinem späteren Ausbaue gibt uns wohl einen deutlichen Begriff. So z. B. sehen wir in dem Bilde *sub Figur 77*¹⁾ den Burgplatz, wie er noch im Jahre 1725 ausgesehen, wie düster und gedrückt, wie unansehnlich das alte „Reichshofrathsgebäude“ war, wie geschmacklos das Ausfahrtsthor gegen den Michaelerplatz sich ausnahm, wie sehr noch jene drei Eckthürme an die mittelalterliche Zeit gemahnten, da sie mit ihren spitzigen hohen Dächern so frei über die Häuser emporragten.

¹⁾ Das Bild ist von Salomon Kleiner aus dem Jahre 1725, 35 Centimeter breit und 18 Centimeter hoch, und zeigt uns die Physiognomie des Platzes, wie sie noch vor Beginn der Carolinischen Bauthätigkeit war, denn Alles, was wir im Bilde sehen, datirt noch von Ferdinand I. und Leopold I., nur das Fahrthor links im Bilde wurde von Carl VI. im Jahre 1712 errichtet. Der Mauthschrank vor dem Schweizerthor, die Bedachung der Wachstube, der riesige Adler vor dem Thureingange zum Hofkeller, sie alle sind dieselben, wie wir sie bei den Vorfahren Carls VI. sahen. Interessant ist die reiche Staffage im Bilde, weil sie uns mit den Costümen der verschiedenen Hofherren, Diener und Chargen des Kaiserhofes aus jener luxuriösen Glanzperiode bekannt macht. Auf unserem Bilde zeigt sich von der Linken zur Rechten ein Trupp Stadt-Guardi-Soldaten mit breiten Hüten, der zur Wachablösung zieht, diesem zunächst ein kaiserlicher Leibkoch, der, im Discourse begriffen, jene Grandezza zeigt, die solchen Respectpersonen zukommt, weiter weg zwei Trompeter der Trabantengarde mit eleganten breiten Krämpenhüten und weissen Federn; in der Mitte des Vordergrundes und zwar am äussersten Rande zwei Hofherren in eleganter schwarzseidener spanischer Tracht und kurzen spanischen Pumphosen, langen Mänteln und mächtigen Allongeperrücken, deren grosser Umfang sie nöthigte, auf der Strasse barhaupt zu gehen. Diesen zunächst zwei Trabanten, die Hellebarden auf der Achsel, in schwarzen, gelbbordirten Mänteln gegen die Burg marschirend, noch weiter rechts zwei Hatschiere mit senseartigen Lanzen („Cusi“ genannt) nebst dem rückwärts quergesteckten Degen, der damals ein nothwendiges Toilettenstück jedes Hof- und Galakleides war. Uebrigens geben die vielen Fussgeher, Reiter, Carossen, etc. einen Beweis von der Lebhaftigkeit der Passage, obwohl dieselbe durch das doppelte, unter dem Walle durchführende Thor, die lange Brücke über den Stadtgraben und der in einem doppelten Winkel gebrochene Weg damals weit umständlicher als heutzutage war.

In dem Bilde *sub Figur 78*¹⁾ zeigt sich uns der innere Burgplatz bereits mit der neuen Reichskanzlei, wie sie Kaiser Carl VI. (1728) erbauen liess. Die schöngegliederte Façade mit dem herrlichen Figureschmuck am Giebeldache, die geschmackvoll postirten Genien mit langen Tuben, die den Ruhm des Kaisers in gewaltigen Stössen weithin erschallen lassen, das prächtige Wappenbild in der Mitte mit dem grossen weithin leuchtenden Namenszug des Kaisers und vor Allem die deutsche Kaiserkrone, die seit 1806 wohl nur noch als historische Zierde betrachtet werden kann, geben dem Ganzen etwas Feierliches und zeugen von dem hohen Genie eines Fischer v. Erlach.

Auch Maria Theresia, die grosse Kaiserin, war nach dem Tode ihres Vaters Carls VI. (1740) eifrigst bedacht, dem ehrwürdigen Stammsitze ihrer Väter grössere Schönheit und Regelmässigkeit zu verleihen.

Kaum war die drohendste Gefahr einer französisch-bairischen Belagerung (1741) beseitigt, liess sie an Stelle des alten stillosen „Ballspielhauses“ (*giuoco di ballo*) nach einem vom deutschen Schauspieler Weisskern entworfenen Plane das neue Hoftheater (jetziges Burgtheater) erstehen, das anfangs nur für deutsche Komödien bestimmt war, später aber, unter dem Impresario Selliers erweitert, auch für italienische Opernvorstellungen hergerichtet wurde; dagegen liess sie das alte Komödien- oder Opernhaus in die beiden noch jetzt bestehenden Redoutensäle umgestalten, in welchen schon im Jahre 1748 der erste Maskenball gegeben wurde. Ein Jahr später kam noch ein eigener Stiegegang hinzu, der diese beiden Säle mit den übrigen kaiserlichen Gemächern in Verbindung setzte.

Im Jahre 1746 liess der Hofbaudirector Graf Taroucca auf der Augustinerbastei an der Stelle eines Theils des heutigen Erzherzog-Albrecht-Palais den „alten Stadl“ (sogenannten **Hofstadt**) niederreissen und an dessen Stelle das neue Hofhaus (später Hofbauamt) erbauen.

Die Friedensepoche vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges (1753—1756) benützte die Kaiserin zur Vergrösserung der Räumlichkeit ihrer Hofburg. So wurde z. B. im Jahre 1753 der **Wiedmerthurm** und kurze Zeit darauf der sogenannte „alte Thurm“ beim ehemaligen Paradiesgärtchen an der heutigen Sommerreitschule, wo man noch jetzt einen thurmartigen Ansatz bemerkt, niedergerissen, eben so auch der alte Augustinergang und das an denselben angebaute Hofkrankenhaus cassirt; im selben Jahre liess sie auch nächst dem Kaiserspitale das neue Ballhaus erbauen und durch einen eigenen Gang mit dem Amalienhof verbinden, wonach der neue Platz den Namen Ballplatz erhielt und auf ihr Geheiss wurde hinter der Hofbibliothek ein Theil des neuen Augustinerganges errichtet, um die Communication der Burg mit der Kirche herzustellen. Im Jahre 1769 liess Maria Theresia die Hofbibliothek repariren, da das schöne Gebäude wegen der gewaltigen Last seines Bücherschatzes bedeutenden Schaden litt und bereits bedenkliche Sprünge zeigte; damals war das mächtige Haus noch immer hinter einer hohen Mauer versteckt, welche sich von der Hofreitschule bis zur Augustinerkirche hinzog und so das grosse Terrain vor der Hofbibliothek, das man damals Bibliotheksplatz (später Josefsplatz) nannte, vollkommen einschloss.

An Stelle des aufgelassenen alten **Paradiesgärtchens**²⁾ hinter dem heutigen Burgtheater

¹⁾ Das Bild: Die innere Ansicht der kaiserlichen Hofburg aus den Jahren 1780 bis 1790, gezeichnet von C. Schütz, gestochen von Mansfeld, 40½ Centimeter breit und 26½ Centimeter hoch, Eigenthum der Kunsthandlung August Artaria, ist schon deshalb von hohem Interesse für uns, weil dasselbe bereits zu den seltensten gehört und die Originalplatte, die aus dem Jahre 1790 datirt, im Laufe der Zeit mehrfachen Wandlungen unterlag. So wurden die Figuren aus der Carolinischen Epoche aus der Platte ausgeschliffen und mit Costümfiguren aus der Congresszeit (1814) ersetzt und im Jahre 1846 bei Gelegenheit der Enthüllung des Franzensmonuments diese Statue neu hineingravirt; so erklärt es sich, dass ein Anachronismus aus drei verschiedenen Zeitepochen auf einem Bilde vorgefunden wird, jedoch sind die Figuren am Balcon und an den Fenstern der Reichskanzlei noch aus der Carolinischen Zeitperiode.

²⁾ Die Wiener konnten sich lange nicht mit der Idee vertraut machen, dass sie demnächst ohne Burgbastei bestehen könnten und besuchten den der Demolirung geweihten Erdhaufen auch dann noch, als bereits statt der wohlklingenden Harmoniemusik die hässlich knarrenden militärischen Schiebkarren der Pioniere sich daselbst bei den Erdarbeiten hören liessen. Dennoch blieb die Kaffeehütte bis 1817 stehen.

errichtete die Kaiserin die neue Hofsommer-Reitschule, die sich noch heute an derselben Stelle befindet. Täglich wurden hier die Reitlectionen der jungen Erzherzoge öffentlich abgehalten, denen nicht selten die Kaiserin selbst und zahlreiche Zuschauer beiwohnten, ja es gehörte damals förmlich zur Gewohnheit der Wiener, an schönen warmen Sommermorgen in dichtgedrängten Schaaren den Reitübungen der Erzherzoge zuzusehen und sich an dem Heranblühen der Söhne Theresia's herzlich zu erfreuen. Gewiss ein Zeichen der Anhänglichkeit eines Volkes an sein Herrscherhaus, eines Gefühles, das wie Treuherzigkeit und Biederkeit einen der Grundzüge des fröhlich-leichtsinnigen Wiener Volkscharakters bildet.

Maria Theresia hätte sicherlich, besonders auf Andringen ihres kunstsinnigen Gemahles Franz von Lothringen, den Weiterbau der Hofburg vollführt, hätte ihr nicht die Ungunst der Verhältnisse, die andrängenden Kriegsstürme und die finanziellen Missstände besondere Sparsamkeit auferlegt.

Erst Josef II. war es vorbehalten, das Werk seiner Väter dort fortzusetzen, wo sie es unterbrochen hatten. Schon das Jahr 1782 gab ihm vollauf Gelegenheit, für den Ausbau des Bibliotheksplatzes zu sorgen, denn mit der Demolirung des alten Königsklosters (1782; heute Pallavicini-Palais, Josefsplatz Nr. 1155, neu 5) wurde die eine Seite der Stallburg und somit der Zugang zur Bräunerstrasse frei und die Communication der heutigen Stallburggasse mit dem grossen Bibliotheksplatz hergestellt. Ueberdies liess der Kaiser auch die hohe Mauer vor dem Bibliotheksplatze niederreißen und das Naturaliencabinet als die dritte correspondirende Seite parallel den gegenüberliegenden Redoutensälen erbauen; so gab er Anlass zur Herstellung eines neuen Platzes, denn mit dem Wegfalle der Mauer und dem Ausbau des Naturaliencabinets war jetzt ein grosser, freier Platz in Gestalt eines regelmässigen Vierecks geschaffen, von dem die Burg drei und das im Jahre 1783 erbaute gräflich Friess'sche (heute Pallavicini-) Palais die vierte Seite bilden. Jetzt ist der Platz mit dem Reiterstandbild seines unsterblichen Schöpfers geziert, nach dem Namen des menschenfreundlichen Monarchen benannt, dessen eiserne Statue hoch in der einen Hand die Bulle religiöser Duldung, dieser glanzvollen Errungenschaft des achtzehnten Jahrhunderts, emporhält, in dessen die andere segnend über das altgetreue Wien hinstreckt.

Der Kaiser liess 1767 den Burggraben der alten Burg an der Chorseite der Hofcapelle einwölben, wodurch ein enger Hof entstand, wie er noch gegenwärtig zu sehen ist, endlich auf dem heutigen Ballplatze das Slavignon'sche und Buchhalterhaus niederreißen, um auch von dieser Seite her den Zugang zur Burg frei zu machen. Die meiste Sorgfalt jedoch wandte er dem äussern Burgplatze zu: es war dies die alte Burgbastei oder spanische Bastei, auch Paradeplatz genannt. Der Kaiser liess denselben 1782 mit Bäumen bepflanzen und zu einem allgemeinen Belustigungsort umgestalten und ertheilte 1784 dem Kaffeesieder Johann Millano, der bereits durch sein Kaffeehaus auf dem Kohlmarkt rühmlichst bekannt war, die Bewilligung, hier eine Kaffeehalle zu errichten, das Publicum Früh und Abends mit Erfrischungen zu bedienen und mit Harmoniemusik zu unterhalten. Gleichzeitig liess der Kaiser den spanischen Ravelin (oder kurzweg „Spanier“) durchbrechen und über den Vorgaben eine Brücke errichten, welche die Communication vom innern Burgthor unmittelbar zu dem Belustigungsorte herstellte. Diese Brücke wurde allgemein das „grüne Brückel“ genannt und spielte damals in der galanten Welt und namentlich in der Geschichte der Wiener Abenteuer, wie wir später hören werden, eine hervorragende Rolle. Das Kaffeehauszelt mit seinen Promenadeanlagen aber nannten die vorlauten Wiener die „Ochsenmühle“, weil die spazierenden Herren und Damen des beschränkten Raumes wegen immer und ewig die Runde vor diesem Zelte machen mussten, wodurch allerdings eine gewisse Aehnlichkeit mit der einförmigen Bewegung einer solchen Mühle nahelag. Trotz dieses hässlichen Spitznamens bildete dieser Promenadeplatz dennoch täglich den Lieblingsaufenthalt und Vereinigungspunkt der eleganten Welt, ja was noch mehr ist, die Celebritäten der Kunst, der Wissenschaft und des Adels stellten sich hier fast täglich vollzählig ein. Es gab Personen und ganze Familien, die hier alle Abende

ohne Ausnahme zubrachten, und die den Tag für verloren hielten, an welchem sie nicht auf der Bastei waren. Kaiser Josef erwarb sich daher bei den Wienern durch die Erschaffung und weitere Verschönerung dieses ihres Lieblingsplatzes ein grosses Verdienst.

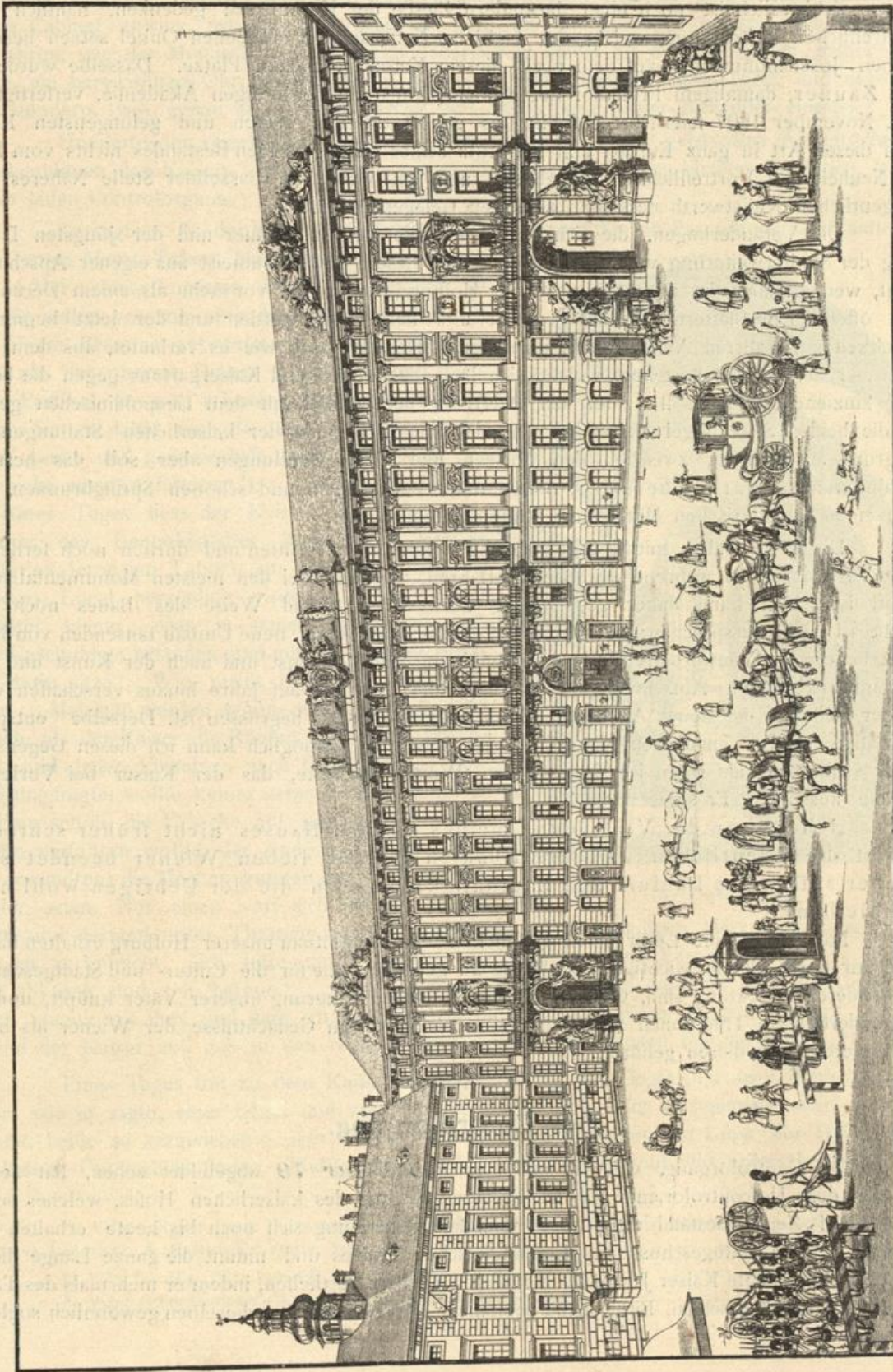
Die auf die Josefinische Epoche folgende zweijährige Regierungsdauer Leopolds II. war zu kurz, als dass sie etwas Bemerkenswerthes für die Weiterentwicklung der Burg hätte beitragen können, und selbst die erste Hälfte der langen Regierungszeit des Kaisers Franz I. war zu sehr mit Kriegswirren, Finanznöthen und allerlei auswärtigen politischen Complicationen in Anspruch genommen, um etwas Wesentliches für die Erweiterung und Verschönerung der Hofburg selbst zu leisten. Erst die Sprengung der Festungsmauern durch französische Geschütze während der zweiten Invasion 1809 gab indirecte und unfreiwillige Veranlassung zu einer bedeutenden Umgestaltung und Verschönerung des äussern Burgplatzes, denn nachdem am 4. November um 5 Uhr Abends der Ravelin vor der Burg in Schutt gelegt worden war, mussten auch die Basteimauern sammt der den Wienern so lieb gewordenen Burgbastei und ihrer theuern „Ochsenmühle“ abgetragen werden.

Man kann sich den Schrecken der Wiener denken, als im Jahre 1812 eine kaiserliche Verordnung den Lieblings-Promenadeplatz als dem allgemeinen Demolirungsplane verfallen erklärte.¹⁾ Mit der Abtragung der Burgbastei war aber auch die Demolirung des alten Burgthores verbunden, welche im Jahre 1818 erfolgte. Hiemit war auch eine äusserst unbequeme, lästige Passage zwischen der Burg und den Vorstädten glücklich beseitigt und den Wienern endlich Gelegenheit gegeben, angenehmere Ausgangswege nach dem Glacis zu schaffen. Der frühere Weg führte nämlich vom innern Burgthor, das sich beim Leopoldinischen Tracte unterhalb des neuen Rittersaales befand, zu einem zweiten Thore, das in einem schiefen Winkel unter der Bastei endete, daher es allgemein das „finstere Thor“ genannt wurde. Aus diesem gelangte man mit Hilfe einer hölzernen Brücke über den Stadtgraben zu einem dritten und letzten Thore, das aber gleichfalls in einen schiefen Winkel gestellt war, und vor dem man noch einen letzten Wall zu passiren hatte, um endlich an das Glacis zu gelangen. Vor diesem letzten Thore, bei welchem eine Mauthschranke und der erste Wachtposten sich befand, lag ein kleiner, schlechtgeebneter, ungepflasterter freier Platz, auf dem die Geh- und Fahrwege in einem Halbkreise ausmündeten, und um welchen herum sowohl die Fiaker standen als auch die Höckerinnen ihre Stände mit Victualien aufgeschlagen hatten.¹⁾

Im Jahre 1819 wurde der Graben vor dem ehemaligen sogenannten „Spaninger“, der bereits 1805 beseitigt wurde, verschüttet und geschlossen, und nachdem im selben Jahre der neue Paradeplatz vollkommen geebnet worden war, auf der einen Seite der neue Hofgarten vom Kanzleidirector des Hofbauamtes Ludwig von Remy und auf der anderen Seite der Volksgarten angelegt. Auch dieser verdankt seine Entstehung den Sprengungen der Franzosen, da sich auf der Area desselben mehrere Festungswerke und der alte Stadtgraben befanden. Im Jahre 1822 errichtete Corti hier ein Kaffeehaus, das in seiner ursprünglichen Form (es ist dies ein halbkreisförmiger Säulengang, von Nobile erbaut) noch gegenwärtig ziemlich gut erhalten ist und bald ebenso einen Vergnügungspunkt der eleganten Welt bildete wie ehemals die „Ochsenmühle“. Der Volksgarten wurde übrigens erst am 1. März 1823 eröffnet, nachdem einige Monate vorher der Theseustempel vollendet und die berühmte Gruppe „Theseus' Kampf mit dem Centauren“ aufgestellt worden war.

Eine besondere Verschönerung erhielt der Paradeplatz durch das neue vom Hofbau- rathe Pietro de Nobile entworfene und im Jahre 1821 erbaute äussere Burgthor. Der Grundstein wurde durch Kaiser Franz I. am 22. September 1821 gelegt und am 18. October 1824, am zehnjährigen Gedenktage der Schlacht bei Leipzig, wurde das Thor feierlichst eröffnet.

¹⁾ Vor diesem Burgthore waren immer die berühmtesten und vorlautesten Höckerweiber (oder wie sie nach Wiener Mundart hiessen: „Fratschlerinnen“) mit ihren Ständen sesshaft. Besonders der stadtbekanntesten „Burgthor- Everl“ dürften sich noch die ältern Wiener erinnern, die mit Obst, Brod und Würsteln Handel trieb, durch Corpulenz und entschiedene Geschäftssprache ihre Colleginnen weit überstrahlte, ja auch vor einem kleinen Injurienprocess eben nicht zurückschrak, daher sie sich auch eines gewissen selbstbewussten Stolzes auf ihre Ueberlegenheit erfreute.



Der innere Burgplatz mit der neuen Reichskanzlei aus den Jahren 1780—90.

Fig. 78.

Schliesslich ist noch einer besondern Zierde der Hofburg zu gedenken, nämlich jener unübertrefflichen Reiterstatue, welche der dankbare Neffe seinem erhabenen Onkel setzen liess, des herrlichen Josefsmonuments auf dem nach diesem Kaiser genannten Platze. Dasselbe wurde von Franz Zauner, damaligem Professor der Bildhauerkunst an der hiesigen Akademie, verfertigt und am 24. November 1807 feierlichst enthüllt; es gehört zu den besten und gelungensten Kunstwerken dieser Art in ganz Europa und hat trotz seines achtzigjährigen Bestandes nichts vom Reize seiner Neuheit und Vortrefflichkeit eingebüsst, und ich werde an passender Stelle Näheres über den eigentlichen Kunstwerth desselben zu sagen Gelegenheit haben.

Die Veränderungen, die sich seit dem Falle der Stadtmauer und der jüngsten Durchführung der Stadterweiterung vollzogen, sind meinen Lesern gewiss zumeist aus eigener Anschauung bekannt, weniger aber der neueste Umbau der Hofburg, der schon vor mehr als einem Decennium in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht und besprochen wurde, und der jetzt beginnt in Wirklichkeit zur vollsten Ausführung zu gelangen. Derselbe soll, wie es verlautet, aus dem Ausbaue zweier Seitenflügel bestehen, welche sich längs des Volks- und Kaisergartens gegen die beiden Museen hinziehen. Auch soll später ein Quertract, der parallel mit dem Leopoldinischen gestellt wird, die beiden Seitenflügel verbinden und das lange Gebäude der kaiserlichen Stallungen den Hintergrund abschliessen, zwischen den Museen und diesen Stallungen aber soll das herrliche Colossalmonument Maria Theresia's, mitten unter Parkanlagen und schönen Springbrunnen, dem Ganzen einen künstlerischen Mittel- und Ruhepunkt gewähren.

Die Pläne haben mittlerweile manche Aenderungen erlitten und dürften noch ferner so manche Veränderungen während des Baues erfahren, wie dies bei den meisten Monumentalbauten der Fall ist. Man kann daher gegenwärtig über die Art und Weise des Baues noch kein bestimmtes Urtheil aussprechen; doch Eines ist gewiss: dass dieser neue Umbau tausenden von brodlosen Arbeitern und Gewerbetreibenden Beschäftigung und Verdienst und auch der Kunst und dem Kunsthandwerke neuen Aufschwung, Förderung und Nahrung auf Jahre hinaus verschaffen wird, daher der Gedanke des neuen Ausbaues als ein segensvoller zu begrüßen ist. Derselbe entsprang der Initiative unseres gnädigsten Kaisers Franz Josef I.; unmöglich kann ich diesen Gegenstand würdiger schliessen, als wenn ich des schönen Wortes gedenke, das der Kaiser bei Vorlegung der Pläne aussprach. Er sagte nämlich:

„Ich will an die Vollendung meines eigenen Hauses nicht früher schreiten, bis nicht die öffentlichen und Privatbauten meiner lieben Wiener beendet sind, dann aber soll meine Baulust und Bauthätigkeit gegen die der Uebrigen wohl nicht zurückbleiben.“

Nachdem meine Leser einen Einblick in den Gesamtbau unserer Hofburg erhalten haben, erübrigt nur noch, einiger wichtiger Bauobjecte zu gedenken, die für die Cultur- und Stadtgeschichte von besonderer Bedeutung sind, Objecte, an die sich die Erinnerung unserer Väter knüpft, und die durch hundertjährige Traditionen fortleben und noch heute im Gedächtnisse der Wiener als heilig gehalten werden, zu diesen gehören:

Der Controlorgang.

Der Controlorgang, wie wir ihn hier *sub Figur 79* abgebildet sehen, hat seinen Namen von dem Hofcontroloramte für die Privatverpflegung des kaiserlichen Hofes, welches schon zu Leopolds I. Zeiten bestand und dessen damalige Benennung sich noch bis heute erhalten hat. Er befindet sich im Halbgewölbe des Leopoldinischen Tractes und nimmt die ganze Länge dieses Ganges ein. Hier pflegte Kaiser Josef II. öffentlich Audienz zu ertheilen, indem er mehrmals des Tages unvermuthet daselbst erschien, Bittgesuche persönlich abnahm und über dieselben gewöhnlich sogleich

mündlichen Bescheid erteilte, oder nach Umständen der Person oder der Sache dem Bittsteller ein eigenes Cabinet anwies, wo derselbe ohne Zeugen mit ihm sprechen konnte. Es ist rührend zu erfahren, wie der Monarch fast täglich für Jedermann, selbst für die niedrigsten seiner Unterthanen, ein bereitwilliges Ohr, ein tröstendes Wort, ein freundliches Lächeln hatte, und es ist auch zu bewundern, wie genau er in die Wünsche und Bedürfnisse seiner Bittsteller einging.

Hunderte der reizendsten Anekdoten und eine Unzahl von geistvollen Aussprüchen und Gedankenblitzen des Kaisers, die gewiss unserem Gedächtniss erhalten zu bleiben verdienen, knüpfen sich an jenen Controlorgang.

So sagte z. B. der Kaiser einem Supplicanten, der auf ihn ein Pasquill gemacht hatte: „Sie haben, junger Mann, Talent, Sie sollen in Zukunft nicht mehr in Versuchung kommen, dumm und schlecht zu sein: Sie sollen von mir eine Anstellung erhalten.“¹⁾

Einem Beamten antwortete er: „Ich selbst bin nichts als der oberste Diener des Staates und muß meine Partikel so gut arbeiten wie jeder andere; machen Sie es daher auch so wie ich, arbeiten Sie fleissig, genau und gewissenhaft, damit uns beide der Staat nicht umsonst füttere.“²⁾

Eines Tages liess der Kaiser den Gefängnisverwalter des Leopoldstädter Zuchthauses (jetzige Cavalleriekaserne am Tabor) zur Audienz rufen, da er dieses Local persönlich visitiren wollte. Der Verwalter klagte, dass in seiner Strafanstalt sich lauter Unschuldige befänden und nur ein einziger Bösewicht darin sitze. „Wie meint Ihr das?“ fragte der Kaiser. „Majestät werden schon selbst sehen.“ Und wirklich, als der Kaiser die Räume der Anstalt durchschritt und jeden Einzelnen nach Grund seiner Einkerkерung fragte, wollte keiner seine Schuld bekennen. Der Eine schob die Ursache auf seinen Kameraden, der ihn verführen wollte, der Andere auf seine eigenen Verwandten; die Meisten wussten gar nicht, warum sie hier seien. Nur einer warf sich dem Kaiser zu Füßen und gestand unter Thränen reuig seine Schuld. „Mein gnädiger Herr und Kaiser,“ stammelte er zerknirscht, „ich bitte um Vergebung für meine vielen Vergehen, die ich jetzt mit Recht abbüsse und tief bereue.“ „Dieser einzige schlechte Kerl verdirbt mir alle Unschulden; marsch hinaus mit ihm, und dass ich ihn nie mehr in Gesellschaft dieser Tugenden sehe,“ erwiderte lächelnd der Kaiser und gab so den reuigen Sünder seiner schuldlosen Familie zurück.³⁾

Eines Tages trat zu dem Kaiser ein armer Mann und legte ihm zwei Bankozettel vor, wovon, wie er sagte, einer falsch und von ihm selbst mit der Feder nachgemacht war. „Ich bitte, Majestät, beide zu vergleichen.“ Der Kaiser betrachtete beide, nahm die Lupe zur Hand, konnte aber keinen Unterschied finden. Endlich zeigte der Fälscher selbst auf das unterscheidende Merk-

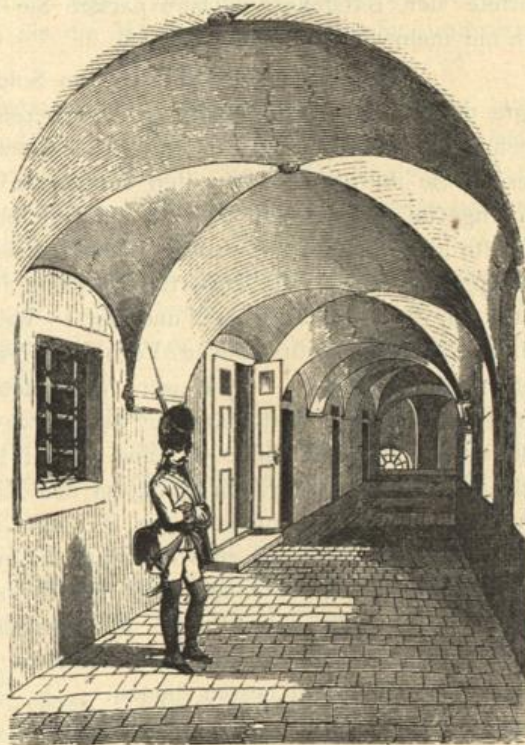


Fig. 79. Der Controlorgang.

¹⁾ Vide: „Kaiser Josefs II. unvergessliche Gedanken, Aussprüche und Bestrebungen in seinen eigenen Worten“ von Ernst Leistner. A. Hartleben's Verlag, Wien, 1878.

²⁾ Vide: Pezzl's „Charakteristik Josef II.“, Wien, 1790.

³⁾ Vide: Gross-Hoffinger's Lebens- und Regentengeschichte Josefs II.

mal und sagte: „Majestät, ich wollte nur beweisen, dass ich nicht ganz ohne Geschicklichkeit bin, ich war Ingenieur, habe Familie und kein Brod, ich baue auf Ew. Majestät Grossmuth.“ „Nun,“ sagte der Kaiser, „Er soll sich in mir nicht getäuscht haben, ich weise Ihn einen entsprechenden Posten an, aber Er muss von unten auf dienen, davon kann ich Ihn nicht dispensiren, auch wird Er anfangs manche Schwierigkeiten durchzumachen haben, wappne Er sich mit Geduld und ich werde zeitlebens für Ihn sorgen.“¹⁾

Ein aufdringlicher Supplicant, ein Mensch ohne Talent und Kenntnisse, hörte nicht auf, den Kaiser unablässig um eine Rechnungsbeamtenstelle zu bitten. Dessen endlich überdrüssig fragte der Kaiser: „Können Sie gut radiren und Unterschriften nachmachen?“ „O ja, vorzüglich,“ antwortete der Bittsteller. „Dann packen Sie sich augenblicklich aus meinen Augen und lassen Sie sich nie mehr bei mir sehen.“²⁾

Eines Tages meldete sich ein Soldat beim Kaiser als Deserteur. „Pfui, schäme Er sich,“ sagte der Kaiser, „sein Oberst hat mir bereits über Ihn Alles geschrieben. Er macht dem Rocke Unehre und wird ihn im Augenblicke ausziehen.“ „Majestät,“ stammelte der bleiche Bittsteller, „lassen Sie mir um Gottes willen den Rock, ich habe ihn mit meinem Blute befeuchtet und wollte ihn ungerne mit Schande bedeckt ablegen, ehe ich meinen Fehler wieder gut gemacht.“ Und nun erzählte er den Hergang, warum er desertirt sei, und wie er diesen Schritt nur einzig und allein deshalb gewagt habe, um die auf Desertion gesetzte Belohnung von 24 fl., die der Angeber erhält, seinem Vater zu verdienen zu geben und ihn so von grosser Nothlage zu retten, was ihm auch wirklich gelang. „Es ist kein vorsätzliches Verbrechen, und es ist meine grösste Wonne, für Ew. Majestät mein Leben hinzugeben.“ Der Kaiser betrachtete den jungen Burschen als Menschenkenner durchdringend und lange, dann sagte er zu dem Soldaten: „Mir ist dies Alles durch Seinen Oberst bereits bekannt,“ und setzte milde lächelnd hinzu: „Er ist ein braver Sohn und ich kann Seinen Edelmuth nicht genug loben, aber den Rock, ja den Rock darf Er“ — und jetzt machte der Kaiser eine lange Pause — „nicht länger mehr tragen, Er muss ihn vertauschen lassen. Lassen Sie sich, Herr Lieutenant, beim Regimentsschneider eine Uniform auf meine Rechnung machen, die Equipirung nehme ich in Zukunft auf mich, und auch Ihr Vater soll durch mich aus seiner kummervollen Lage befreit werden.“ Sprachlos vor Wonne und übermässigem Glücke stürzte der Ueberraschte dem gütigen Kaiser zu Füssen, der zu ihm sagte: „Stehen Sie nur auf und klopfen Sie mir die Türken tüchtig, so können Sie mir am besten dienen.“ „Ja, Majestät, unter Vater Laudon lassen Sie mich für Sie fechten und sterben.“ „Eher aber,“ unterbrach ihn der Kaiser, „bringen Sie mir die Angelegenheit Ihrer Familie in Ordnung.“³⁾

Die Tochter eines höhern Beamten des obersten Gerichtshofes richtete einst ihre Bitte während der Audienz in französischer Sprache an den Kaiser. „Sie sind,“ sagte dieser „von deutscher Geburt und ich auch, und wir beide befinden uns hier auf deutschem Boden, warum also wollen Sie französisch sprechen, da wir uns im Deutschen auch ganz gut verständigen können?“⁴⁾

Das Weib eines im Dienste des Kaisers stehenden braven Mannes kam mit einer Klage über ihren Mann zur Audienz. Da der Kaiser auf den ersten Blick in ihr eine Xanthippe erkannte, machte er mit ihr kurzen Process. Er sagte nämlich, als sie ihm klagte, dass ihr Mann sie schlage: „Mein Kind, was Ihr Eheleute mit einander habt, das geht mich nichts an.“ „So?“ schrie das Weib, „Ew. Majestät müssen wissen, dass der schlechte Mensch auch über Ew. Majestät schimpft.“

¹⁾ Vide: Burkhardt's „Josefs II. Lebens- und Regierungsgeschichte“.

²⁾ Vide: Cornova's Leben Josefs II. (Prag 1801.)

³⁾ Vide: Paganel's „Geschichte Kaiser Josefs II. und Briefwechsel mit General d'Alton.“ Aus dem Französischen von Köhler. Leipzig. 1844.

⁴⁾ Vide: Schuselka's geh. Anekdoten von einem der grössten Monarchen des XVIII. Jahrhrts. etc. (Leipzig 1846.)

Josef fiel ihr ganz gelassen in die Rede: „Mein Kind, was ich und mein Diener mit einander haben, das geht Sie nichts an.“¹⁾

Einem heuchlerischen Proselytenmacher, der in der Audienz um Belohnung bat, sagte Josef: „Sie haben so schön gehandelt, dass nur Gott allein Sie belohnen kann;“²⁾ und einem Fabrikanten, der um Erlaubnis zur Anlegung einer Fabrik, zugleich auch um einen Vorschuss dazu bat, weil seine Frau nichts hergeben wolle: „Wissen Sie, mein Lieber, ich halte es mit Ihrer Frau.“³⁾

Der Erzbischof Migazzi wollte gewisse Ordensgeistliche zwingen, statt der Schuhe sich der vorgeschriebenen frühern Sandalen, die sie bereits abgelegt hatten, wieder zu bedienen und wendete sich deshalb an den Kaiser. Aber Josef antwortete ihm: „Mein lieber Erzbischof, ich lobe Ihren Eifer, allein ich würde es viel lieber sehen, wenn Sie die Mönche an ihren Köpfen und nicht an ihren Füßen zu reformiren anfangen wollten.“⁴⁾

Ein fremder Officier bat den Kaiser, ihn in österreichische Dienste treten zu lassen, und legte ihm seine Zeugnisse von vier Monarchen vor. „Und warum verliessen Sie an allen vier Orten Ihren Dienst?“ „Weil ich nirgends nach Verdienst belohnt worden bin.“ „Sie sollten es also,“ meinte Josef, „schon aus eigener Erfahrung wissen, dass der, welcher Vielen dient, von Keinem belohnt werde.“ „Eben darum,“ antwortete der Officier, „komme ich zu Ew. Majestät, denn ich werde besser und treuer als viele andere Officiere dienen.“ „Wie so?“ fragte der Kaiser. „Weil ich bereits gelernt habe, auf Belohnung zu verzichten, was viele von Ew. Majestät Kriegshelden noch nicht gelernt haben.“ „Sie sollen es auch nicht lernen,“ entgegnete der Kaiser, „denn wer für Belohnungen kein Gefühl mehr hat, der wird auch keine Strafe fürchten.“⁵⁾

Als Sonnenfels den Hanswurst vom Theater jagte, auch noch Händel mit dem Cardinal Migazzi bekam und sich deshalb an den Kaiser in der Audienz wendete, sagte der Monarch: „Mit den grünen Kutten (Hanswurst) haben Sie es schon verdorben, wollen Sie es auch mit den rothen so halten?“⁶⁾

Als eine Deputation der Bürger Wiens sich beim Kaiser in der Audienz bedankte, weil dieser bei Gelegenheit einer Feuersbrunst im Februar 1766 persönlich Hilfe leistete, sagte Josef: „Ich war Mensch, ehe ich Kaiser geworden bin, und das ist meine schönste Eigenschaft.“⁷⁾

1) Vide: Ernst Leistner's „Kaiser Josef II.“ Seite 145.

2) Eben da Seite 186. 3) Eben da Seite 186. 4) Eben da Seite 182. 5) Eben da Seite 185. 6) Eben da Seite 183.

7) Eben da Seite 157. Uebrigens sind ausser den mündlichen Aeusserungen des Kaisers, die von grossem Scharfsinn und Geistesgegenwart zeugen, auch die schriftlichen Bescheide merkwürdig und höchst charakteristisch, von denen uns manche Manuscripte in den Archiven erhalten sind. So z. B. schrieb Josef II. auf das Gesuch einer geistlichen Commission eigenhändig folgende denkwürdige Worte: „Es ist nur zu bedauern, und ich habe es schon oft erinnert, daß sich die geistliche Commission mit so unnützen und unbedeutenden scholastischen Fragen abgibt und Anstände und Zweifel bei Geistlichen und Weltlichen erregt, Gewissensängsten und viele Redereien verursacht, während die Sache nicht einen Heller werth ist, weder für die Religion, noch für den Staat. Ob ein Ablass für die armen Seelen im Segefeuer applicirt werden kann, dies kann kein Mensch sicher wissen und es schadet auch keinem, zu glauben oder nicht zu glauben, ob dieser Wechsel im Himmel acceptirt oder protestirt oder prolongirt wird. — Man hat so vieles gegen die scholastischen Fragen der Theologie geschrieben und gelärmt, und jetzt sehe ich mit Mißvergnügen, daß man sich immer mehr und mehr neuerdings mit denselben beschäftigt und das zu ergründen sucht, was man nicht zu ergründen vermag. Bald sind es die Ablässe, bald die Anstände der Erbsünde und dergleichen mehr, man sucht aus allen Büchern Sentenzen hervor, die ein bloßes Wortgepränge sind, weil sie eben so wie jetzt eine Uebersetzung der Geheimnisse suchten, die nicht zu finden ist und sich also mit Wörtern ohne Sinn begnügen müsse. Ich will also dieses Anwesen auf einmal aufheben und soll sich die geistliche Commission mit keinen in dergleichen mystische Sachen einschlagenden Verordnungen mehr einzulassen gelüsten.“ Dies schrieb der Kaiser im Jänner 1788. Vide: Ernst Leistner's „Geschichte Josefs II.“, Seite 50. Vide auch: „Codex juris ecclesiastici“ mit sämmtlichen Verordnungen Kaiser Josefs II. in Kirchenangelegenheiten. — Auf einen allerunterthänigsten Vortrag der Armencommission betreffs der Ernennung eines Verwaltungspersonales schrieb der Kaiser als Bescheid am 30. November 1783 eigenhändig die freisinnigen, rückhaltslosen Worte: „Ich finde es unbegreiflich, wie bei dem geheiligten Vermögen der Armen betreffs der Verteilung des Stiftungsfonds 14.000 fl. blos für den Administrationstörper, der aus nur 31 Personen bestehen soll, vorgeschlagen und gerechnet

Wie wir aus dem bisher Mitgetheilten entnehmen, musste durch diesen Vorgang bei öffentlichen Audienzen durch des Kaisers schnellgefasste Entscheidungen und Aussprüche der Controlorgane sowie der Kaiser selbst eine grosse Popularität erreichen. Hunderte von Bittstellern harrten hier täglich in Geduld und Vertrauen oft mehrere Stunden auf den Kaiser, ja selbst halbe Tage lang. Aus dem Gesagten lässt sich auch mit Leichtigkeit auf den Charakter des Kaisers schliessen. Unerschütterliche Selbstständigkeit war der hervorragendste Charakterzug des Kaisers. Er blieb selbstständig im Denken und Empfinden, im Urtheilen über den Werth oder Unwerth der Menschen, und nichts konnte ihn von der einmal gewonnenen Ueberzeugung ablenken. Der richtige Blick, die schnelle Auffassung machten ihn zu einem der grössten Männer seines Jahrhunderts, und es ist die Bemerkung hier interessant, dass der ganze Ideenkreis des Kaisers in drei Hauptmaximen zusammengefasst werden kann, nach welchen alle Handlungen und Aussprüche des Kaisers ihre volle Erklärung finden. Diese Maximen sind folgende:

Erstens betrachtete sich der Kaiser als den höchsten Beamten im Staate, der nicht nach Schablonen und Formeln, sondern zum Zwecke der Sache mit redlichem Eifer und pflichtgetreuer Hingebung arbeitete und dasselbe von jedem seiner Beamten forderte.

Zweitens: „Es gibt,“ sagte er, „keine Kirche über dem Staate; sie könne wie jedes Institut nutzbringend wirken, auch wenn sie demselben untergeordnet wäre.“

Drittens die Toleranz in Glaubenssachen und die Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetze.

Dies war die heilige Trias, die den Kaiser mit elementarer Gewalt festhielt und die ihn auch seinen Zeitgenossen um ein Jahrhundert vorausstellte. Diese drei Maximen waren es, die Josef mit aller Strenge, mit allen Mitteln durchzuführen bemüht war, selbst mit dem Terrorismus eines Tyrannen. Die Vernichtung des Aberglaubens, die Entfernung thörichter Schranken zwischen Menschen und Menschen, die freie Bewegung in der Gesetzgebung, die Hinwegräumung der Religionsunterschiede, die Aufhebung der Censur, die Aufhebung der Leibeigenschaft waren nur einzelne funkelnde Sterne in der Herrscherkrone dieses Regenten, sie glichen einer plötzlich auflodernden Flamme, die mehr leuchtet und blendet als erwärmt. Zudem war Alles zu hastig, zu überstürzend, zu unfertig und konnte nicht zum Durchbruche gelangen. So kam es denn, dass Josef am Ende seines Lebens wehmuthsvoll Manches wieder zurücknahm, für das er im Leben gekämpft, und Manches wieder abschwor, das er jetzt als Irrthum erkannte, und noch auf dem Sterbebette in seiner Todesstunde rief er schmerzlich aus: „Ich habe wenig Glückliche, viel Unzufriedene und noch mehr Undankbare gemacht!“¹⁾ Die Beamten, von der Wucht der neuen Gesetze erdrückt, sahen in ihm den Tyrannen, die Geistlichen fühlten sich durch die Aufhebung der Klöster und Einziehung des Kirchen-

werden können! Es scheint, daß man bei Verfertigung dieses Vorschlages mehr auf die Anzustellenden als auf die etlichen tausend Almosen gedacht hat, die die Armen zu empfangen haben.“ — Auf einen Vortrag vom Juli 1781 in Betreff einer Berichtigung der galizischen Ritterstandswappen schrieb er mit eigener Hand folgende denkwürdige Resolution: „Da wenig daran gelegen ist, wie die Wappen aussehen, so ist der Censor mit seiner ganzen Censur und die Anschaffung der gelehrten heraldischen Bücher hintanzulassen, und jedem gemalte oder gestochene Greifen, Hörner oder was immer für Thiere und Vieher, wenn sie ihnen Vergnügen verschaffen, zu führen gestatten.“ — Auf eine Verordnung, welche den Handkuss und das Kniebeugen vor den Personen der kaiserlichen Familie und das Niederknien vor dem Landesherrn verbot, schrieb er am 4. Jänner 1784 als Begründung die Worte: „Weil solches von Menschen zu Menschen keine passende Handlung ist und blos gegen Gott allein vorbehalten bleiben muß.“ — Und im Juli 1783 gab er folgenden schriftlichen Befehl: „Nachdem die schädliche Wirkung des Gebrauches der Nieder, um eine schöne Taille expressen zu wollen, auf die Gesundheit und besonders den Wuchs des weiblichen Geschlechtes Allgemein erkannt ist und die Nichttragung derselben hauptsächlich zu ihrer guten Constitution und ehelichen Fruchtbarkeit unendlich viel befrägt, so hat die Kanzlei ein Circulär an alle Länderstellen zu erlassen, in welchem in allen Waisenhäusern und Klöstern und wo immer sonst eine öffentliche weibliche Erziehung sich vorfindet, die Trägung der Nieder von was immer für Gattung sogleich zu untersagen ist, auch soll in sämtlichen Schulen anbefohlen werden, daß kein Kind weiblichen Geschlechtes mit Nieder aufgenommen und gelitten werde, da ganze Nationen ohne selbes leben, ja nur um so gesünder und stärker dabei sind.“

¹⁾ Vide: Meynert's „Kaiser Josef II.“ (Wien 1862) und Hübner's Lebensgeschichte Josefs II.

schatzes (für den Studienfond) in ihrem materiellen Nutzen geschädigt, die 111 Bruderschaften durch ihre Auflösung ihres Heiligsten beraubt.

Mit dem Tode des grossen Kaisers zerstoben die Anfänge der neuen Aufklärung spurlos. Der Grund lag darin, dass die Reform-Ideen Josefs während seiner Lebenszeit fast lediglich von den höchsten Schichten der Gesellschaft getragen wurden, die aber in Oesterreich nie eine grosse Widerstandsfähigkeit zeigten, vielmehr sich beeilten, beim Regierungsantritte Leopolds II. ihre liberalen Sünden abzuschwören und dem neuen Kaiser eine willige Handhabe zur Reorganisation des Bestehenden zu leihen. Nur durch die bescheidenen Schichten des Mittelstandes sickerten noch langsam jene hinterlassenen Freiheitsideen des grossen Kaisers, um im Jahre 1848 plötzlich als mächtiger Quell des Fortschrittes hervorzubrechen.

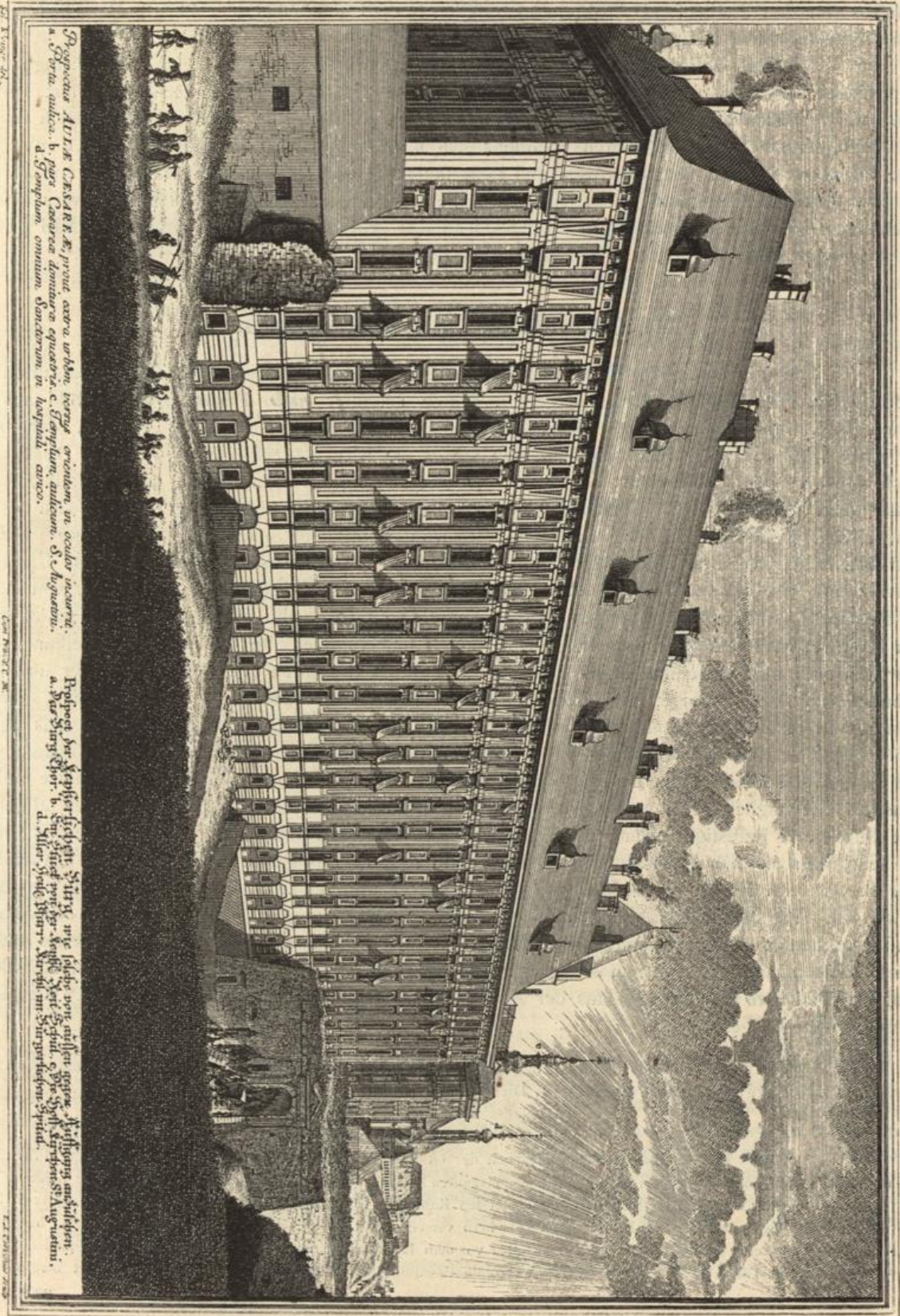
Die Promenade auf der Burgbastei.

Um meinen Lesern einen Begriff von der allmäligen Entwicklung der interessanten Promenade vor der äussern Burg zu geben, bringe ich hier *sub Figur 80* ein Bild aus dem Jahre 1725. Um diese Zeit bestand unmittelbar vor der Burg ein kleiner Ravelin, der bereits im Jahre 1529 erbaut wurde, und den man später die Burgbastei oder spanische Bastei oder auch allgemein den „Spanier“ (Spaninger) nannte. Er nahm seinen Anfang an der Stelle, wo man heute beim Erzherzog-Albrecht-Palais zur Augustinerbastei hinaufgeht, und zog sich bis zum Thore, welches sich gegenwärtig unter dem Vorsprunge (mit dem Spitznamen „die Nase“) befindet, den Kaiser Franz I. im Jahre 1804 zur Erweiterung des Rittersaales erbauen liess. Um diesen Ravelin lief, wie wir im Vordergrunde des Bildes sehen, die eigentliche Stadtmauer, von welcher in gleicher Richtung mit dem „Spanier“ der eigentliche Burgravelin ausbog, den man schon damals als Paradeplatz benützte und mit diesem Namen belegte. Der alte Thorweg unmittelbar vor der Burg bestand nur aus einem Fahr- und Gehthore (in gekrümmten Linien). Eng, finster und unansehnlich war diese Passage. Als Kaiser Josef im Jahre 1782 diesen Platz mit schönen, schattigen Bäumen besetzen, den „Spanier“ durchbrechen und über den Vorgraben eine Brücke (das „grüne Brückel“) errichten liess, welche die Verbindung vom innern Burgthor mit der Promenade herstellte, gewann dieser Platz ungemein an Beliebtheit und wurde, nachdem eine Kaffeehütte und eine Musikcapelle täglich Früh und Abends für das Bedürfniss des Publicums sorgten, der allgemeine Lieblings- und Belustigungsplatz der Wiener. Die Wiener gewöhnten sich an diesen Vergnügungsort so sehr, dass sie sich grösstentheils nur hier ihre Rendezvous gaben und das Wort: „Abends auf der Bastei“ von Mund zu Munde ging; *) und als Kaiser Franz II. im Jahre 1794 die Brücke erweitern, 1798 hier neue Baumpflanzungen, regelmässige Anlagen, einen geschmackvollen Pavillon und zwischen den Bäumen bequemere Bänke errichten liess und Abends für eine bessere Beleuchtung durch zahlreiche Laternen sorgte, gewann diese Promenade einen noch grössern Aufschwung und das Bild *sub Figur 81**) aus der Zeit vom Jahre 1797 gibt uns einen deutlichen Begriff von dieser neuen Umgestaltung.

*) Die Volksthümlichkeit dieses Platzes gab einem hiesigen Theaterdichter den Stoff zu dem Bühnenstück: „Der Geist auf der Burgbastei“ und einem andern Dichter zu dem bekannten Localied:

„Auf der Bastei, auf der Bastei,
Ja da sieht man so Mancherlei.“

*) Dieses Bild ist eine genaue Copie nach der Originalzeichnung von L. Janschka aus dem Jahre 1797, 32 Cm. breit und 19 3/4 Cm. hoch. Wir sehen in der Mitte den eleganten Pavillon und etwas seitwärts rechts eine erhöhte hölzerne Tribüne für ein Musikorchester und auf derselben Seite am äussersten Rande des Bildes die Kaffeehütte des Corti (Nachfolger Milano's), die an der Front gegen die Burg mit Leinwandenschutzdächern versehen und zeltartig verziert war; um den Pavillon bemerken wir eine vierfache Baumreihe mit Sitzbänken und unmittelbar vor dem Leopoldinischen Tract den Durchstich des „Spaniers“ mit dem „grünen Brückel“ und dem grünen Gitter. Im Hintergrunde des Bildes zeigt sich uns der Leopoldinische Tract bereits mit dem

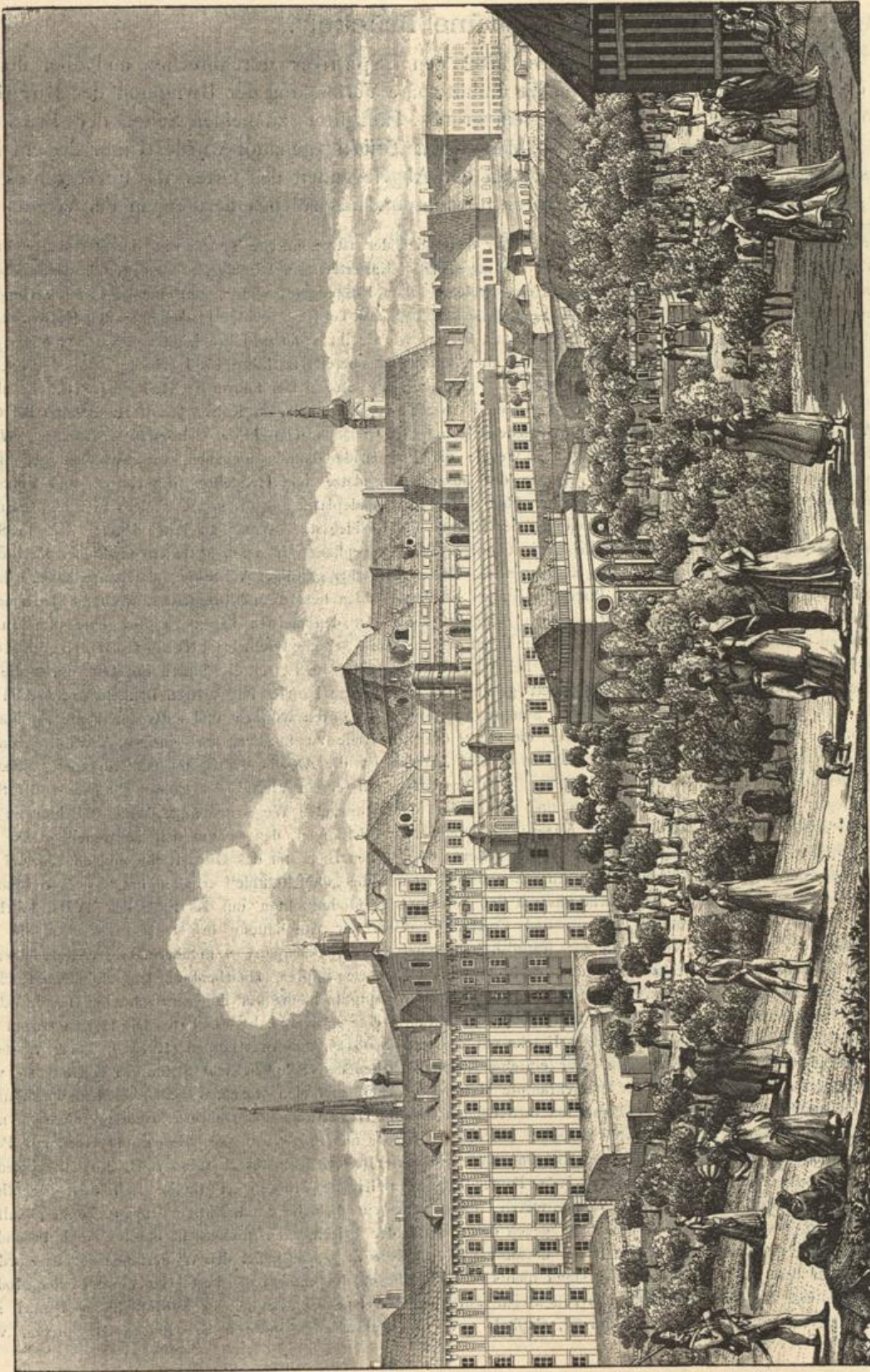


Prospeximus ALTE CESAREE, prout extra urbem veringis orientem, in oculo incurrent.
a. Curia aulica. b. pars Caesarea domitoria equitum. c. Stomplum, aulicum. St. Augustini.
d. Stomplum omnium Sanctarum, in hospitali aedice.

Prospexit der Kaiserlichen Sitzg. wie solches vor anßen gegen. Aufgang anstehen.
a. Der Sitzg. Thor. b. Ein Stück von der. Kirche. Seit 1725. c. Der Spitz. d. Der Spitz. St. Augustini.
d. Hier steht Markt. Kirche im. Sitzg. Thor. St. Augustini.

Fig. 80.

Die alte Burgbastei mit dem „Spanier“ und dem alten Burghor aus dem Jahre 1725.



Die Promenade auf der Burgbastei mit der „Ochsenmühle“ und der „Kaffeemühle“ aus dem Jahre 1797.

Fig. 81.

Das „grüne Brückel“.

Als Kaiser Josef II. im Jahre 1782 den „Spanier“ durchbrechen und über den Vorgraben eine Brücke errichten liess, um die unmittelbare Verbindung der Burg mit der Burgbastei zu ermöglichen, wurde auch gleichzeitig ein grünes Holzgitter zu beiden Seiten der Brücke aufgestellt, von dem dasselbe nun allgemein das „grüne Brückel“ genannt wurde. Unter diesem Namen war dieselbe auch durch längere Zeit wegen der Abgelegenheit des Ortes als interessantes Stelldichein galanter und politischer Abenteurer bekannt und als solches berufen, in der Wiener Stadt-

neuen Vorsprung (die Nase) mit den drei Fenstern, ober demselben der astronomische Thurm mit der Sternwarte und unter demselben das Burgthor und rechts die ganze Front der sogenannten Kaiserterrasse. Dieselbe, mit einem Glasdache überwölbt, nimmt das obere Stockwerk des Augustinerganges ein, welcher schon 1769 erbaut wurde, um eine bequeme Verbindung der kaiserlichen Gemächer mit der Augustinerkirche herzustellen. Ueber der Terrasse sieht das Gebäude der Hofbibliothek und rechts von demselben die Augustinerkirche in jener Gestalt hervor, wie sie ihr schon im Jahre 1669 von Kaiser Ferdinand III. ertheilt worden war, und weiter rechts an der Stelle des alten Bauhofes das bereits im Jahre 1795 erbaute Palais der Erzherzogin Christine und ihres Gemahls, des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen. Der Thurm der Heiligen-Geistkirche aber, den wir noch im vorhergehenden Bilde sub Figur 80 sahen, ist bereits verschwunden, da Kaiser Josef II. dieselbe bei Gelegenheit der Aufhebung der Klöster im Jahre 1782 niederreißen liess. Die auf dem Bilde sichtbaren Casematten, Wallgänge und sonstigen Ueberreste der ältern Befestigung, welche die Promenade damals umgaben, verschwanden gleichfalls bei der nach dem Jahre 1817 begonnenen letzten Anlage des äussern Burgplatzes und Herstellung des Kaiser- und Volksgartens. Nicht uninteressant sind einige gleichzeitige Schriften über diesen Promenadeplatz, aus denen ich Einiges hier im Auszuge mittheile. So z. B. sagt Pezzl in seiner „Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt Wien“ im Jahre 1802: „Seit 1798 ist die grosse Burgbastei oder der sogenannte Paradeplatz mit jungen Bäumen bepflanzt, in deren Mitte ein niedlicher Pavillon steht, und am Ende davon ein Sommerhaus eines Kaffeewirthes. Dieses wird bei günstiger Witterung die ganze bessere Jahreszeit hindurch alle Abende geöffnet, der ganze Platz mit einigen hundert Stühlen besetzt und beleuchtet, wo dann Jedermann Sitz nehmen und die gewöhnlichen Sommererfrischungen geniessen kann. An den meisten Tagen ist dort eine gute Musik von Blasinstrumenten zu hören.“ — Ebenso erwähnt das in Briefform abgefasste seltene Büchlein: „Neueste Sittengemälde von Wien“ 1801 dieses Ortes, wo es im zwölften Briefe heisst: „Auf dem Paradeplatz ist seit drei Jahren ungefähr durch die gütigen Anstalten des kaiserlichen Hofes ein kleines Gloriett gebaut und eine Menge Bäume mit artigen Bänken dazwischen gesetzt worden, die dem Theile der Wiener, welche den Sommer über nicht in Gärten wohnen und entweder keine Equipage oder keine Zeit haben, täglich weite Spaziergänge vor die Stadt oder die Linie zu machen, zur einzigen Abendpromenade und Erquickung dienen.“ Ebenso heisst es im zwanzigsten Briefe: „Abends ist die Ansicht der Bastei ganz verändert. Jetzt ist die ganze Menschenmenge, die im Anfange des Frühlings sich Vormittags auf einem Viertel des ganzen Umkreises der Stadt zu zerstreuen pflegt, auf den einzigen Paradeplatz und die nächst daranstossenden Wege gedrängt. Mehr als hundert Lichter erleuchten das schöne Gloriett und die neuen Alleen: im zweifelhaften Schimmer, den sie um sich herstreuen, sitzen auf den Bänken und Stühlen eine unglaubliche Anzahl geputzter Leute oder gehen rings um das Gloriett im ewigen Einerlei herum, so dass dieser Spaziergang der Einförmigkeit wegen schon den Beinamen die „Ochsenmühle“ erhalten hat.“ — Von besonderem Interesse ist die Staffage im Bilde. Sie macht uns mit den herrschenden Modetrachten um das Ende des XVIII. Jahrhunderts bekannt, indem sie uns die einzelnen Figuren und Costüme deutlich zur Anschauung bringt. Es war dies die Periode des Ueberganges der spanischen Modetracht zur französischen Neuerung, der Uebergang vom übermässig weiten, übergrossen Reifrock, von der aufgethürmten Frisur der Frauen, dreispitzigen Hüten, langen Zöpfen, Haarbeuteln, langschössigen Röcken und Fracks zur griechischen enganliegenden Tracht der Frauen, wozu der Kopfputz häufig nur in einem schmalen Bande oder doch in der kleinen phrygischen Mütze und Kappe bestand, welche mitunter eine schwanke Feder zierte. Die Herren trugen niedere Hüte mit breiten Krämpfen, wulstige Halstücher, Fracks mit enormen Schössen und Brustlappen (Revers), kurze Westen, enganliegende Beinkleider mit kurzen Stiefeln. Nur einzelne Elegants blieben den Schuhen und Strümpfen getreu, so wie bei manchen Anhängern des alten Systems der dreigekrämpte Hut und der Zopf zu finden waren, wie z. B. bei dem durch unzählige Anekdoten bekannten, in der Wiener Stadttradition fortlebenden General Lindenau und mehreren Andern, die sich noch bis in die Zwanzigerjahre hinein mit dem Zopfe gefielen, obwohl die Kinder mit Fingern auf sie wiesen. Das neu aus Paris zu uns herübergekommene „Griechenthum“ in der Kleidung hatte wohl viel Bestechendes für sich: so z. B. traten die jugendlichen Formen der Damen recht deutlich hervor, jede Bewegung, jedes leiseste Muskelspiel theilte sich den enganliegenden Kleidern mit, deren Stoffe überdies so dünn waren, dass man sie beinahe durchsichtig nennen konnte. Allerdings fehlte es nicht an gewichtigen Stimmen, welche gegen die Unsitte der griechischen Modetracht eiferten und besonders bei Frauen wegen des rauen Klimas, aber leider umsonst. Die Mode *à la grèque* gefiel den Wienerinnen so ausserordentlich, dass sie sich trotz dem gesunden Menschenverstand nichts ausreden liessen, bis endlich das beste Gegenmittel aller Moden, die Veraltung, und mit ihr eine neue Mode aus Frankreich auftauchte, welche die alte wieder verdrängte. — Pezzl sagt in seinem Buche „Neue Sitten von Wien“ im 21. Capitel: „Als die Pariserinnen anfangen Griechinnen zu spielen, war der

chronik eine hervorragende Rolle zu spielen.¹⁾ Wir sehen dieses Gitter im Bilde links *sub Figur 81*, unmittelbar vor dem Leopoldinischen Tracte hinter der letzten Baumallee, zwischen den beiden Ravelins.

Die Bellaria

befindet sich am nordwestlichen Ende der Burg an den Leopoldinischen Tract angebaut und bildet eine gedeckte Zufahrtshalle, unter welcher die Glieder des Kaiserhauses ihre Equipagen zu besteigen pflegen. Noch vor zehn Jahren war die Auffahrt bis zum Niveau des zweiten Stockwerkes erhöht und hatte die gleiche Höhe mit der Löwelbastei, die sich in gerader Linie bis zum Kaffeehaus des Paradiesgärtchens erstreckte. Mit dem Wegfall der Basteimauern hat auch die Bellaria ihre frühere Gestalt eingebüsst, und die neue Zufahrtshalle befindet sich gegenwärtig zu ebener Erde. Mit dem innern Burgplatz ist die Bellaria mittelst der Adlerstiege, sowie mit dem Amalienhofe durch eigene Communicationsgänge verbunden. Die Bellaria erhielt (wie das Belvedere oder Bellevue) von der schönen Aussicht ihren bezeichnenden Namen, weil sich von hier aus ein herrlicher Ausblick über die nordwestlichen Vorstädte und die nahegelegenen reizenden Gebirgszüge darbietet. Ehe die spanische Bastei in einen öffentlichen Belustigungsort umgewandelt wurde, befand sich an der Stelle der heutigen Bellaria keine Zufahrt zur Burg, denn hier stand früher die alte Festungsmauer mit einer wallartigen Umfriedung, die den Zugang wehrte, wie wir dies im Bilde *sub Figur 80* bestätigt finden; und in der That zeigt sich uns auf der linken Seite dieses Bildes an der Stelle der heutigen Bellariazufahrt ein Theil der nicht abgebrochenen Festungsmauer und ein casemattenartiges ebenerdiges Haus vorgebaut, wodurch ein Zugang zur Burg von dieser Seite aus damals wohl unmöglich wurde.

Ueberhaupt war bis zur Umgestaltung des neuen Promenadeplatzes (1817) und dem Aufbau des neuen äussern Burghthors (1819) die Communication zwischen Burg und Vorstädten äusserst beschwerlich und umständlich, besonders die Passage durch das sogenannte „*finstere Thor*“, von dem hier besonders die Rede sein soll, unbequem.

erste Abscheu vor Frankreich bereits (in Wien) ziemlich verschwunden, und man wagte es schon wieder den alten Schlendrian in Modesachen zu befolgen, d. h. die Pariser Sitten zu copiren. Also entstanden denn auch bei uns die atheniensischen und korinthischen Mädchen zu tausenden, die Haare wurden in Flechten und Knoten um den Kopf geschlungen, Hals, Brust, Busen und Arme wurden so heidnisch nackt, als es nur immer noch einigermaßen mit der christlichen Decenz vereinbarlich war. Der ganze Körper wurde so leicht gemacht als möglich: ein kurzes Hemdchen ohne Aermel bis unter die Schulter und Brust ausgeschnitten, darüber ein knapper Sack von dünnster Seide, von Mousselin oder von irgend einem andern feinen Gewebe, das jede Bewegung des Körpers und alle seine Wendungen und Stellungen getreulich abformte und zur Schau stellte. Manche dieser modernen Griechinnen haben ihr Griechenthum schon theuer, einige sogar mit dem Leben bezahlt, denn das beliebte Costüm vom Ufer des Ilissus und der korinthischen Landenge, an den Ister verpflanzt, den der Wind von den Sudeten und Karpathen manchmal monatelange mit Eis überzieht, verursacht häufige und gefährliche Erkältungen, welche selbst tödtlich werden, wenn man aus dem strotzenden Schauspielhaus, vom erhitzen Ball oder begeisternden Souper in der starren Winternacht so leicht bekleidet zum Haushore kommt, wo der Nordwind durchpfeift und dort zu Viertelstunden auf den im Gedränge befindlichen Wagen oder Tragsessel warten muss.“ Uebrigens ist uns noch von einem andern Chronisten über das Treiben der Wiener an jenem Vergnügungsorte folgende charakteristische Bemerkung erhalten geblieben; er schreibt: „Die Zahl der soliden und flüchtigen Bekanntschaften, die hier an- und ausgesponnen wurden, ist kaum zu berechnen. Nie und nirgends haben die Götter Amor und Hymen ein thätigeres Geschäftscomptoir gehabt, als diese „Ochsenmühle“ war, und ihre Hauptbücher würden beweisen, dass ein grosser Theil der reiferen Bevölkerung Wiens diesem Erholungsorte seine Existenz verdankt.“ — Diese verschiedenen Vorgänge gaben Anlass zu einer stattlichen Reihe von höchst populären Volksliedern, die alle mit dem bekannten Refrain endeten:

„Auf der Bastei, auf der Bastei.

Ja da sieht man so mancherlei.“

¹⁾ So machte z. B. ein politisches, durch gedruckte Quellen beglaubigtes Abenteuer des Abbé Georgel, damaligen Secretärs der französischen Gesandtschaft, viel von sich reden. Ihm wurden nämlich von einem treulosen Beamten am „grünen Basteibrückel“ mehrere wichtige Documente gegen reiches Entgelt ausgefolgt. Der Verrath war alsbald entdeckt; da aber besondere Umstände der Bestrafung entgegenstanden, so traf man den Ausweg, dem treulosen Beamten nur unechtes Material in die Hände zu spielen, so dass er als betrogener Betrüger nach Auslieferung der falschen Papiere an den französischen Secretär sich verrathen sah und, beschämt, in Verzweiflung gerieth und seinem Leben in den Wellen der Donau ein Ende machte.

Das finstere Thor.

Die alten Wiener werden sich wohl dieses merkwürdigen Thores noch gut zu erinnern wissen. Es war das zweite (mittlere) von jenen drei Thoren, die man zu passiren hatte, wenn man von der Burg zu dem Glacis (damals Esplanade genannt) nach den Vorstädten hinaus oder zurück gelangen wollte. Es stand an der Stelle des heutigen äussern Burgthores, nur etwas schiefer und 15 bis 20 Klafter näher zur Burg gerückt. Eine Ansicht dieses sogenannten finstern Thores (von der Vorstadtseite aus) hat sich uns in einem höchst seltenen Originalbilde erhalten, das ich hier *sub Figur 82* in treuer Wiedergabe folgen lasse.^{*)}

Es hatte seinen unheimlichen Namen von der viele Klafter langen finstern Passage, die man im Thorwege zu durchwandern hatte. Um meinen Lesern einen Begriff von der Schwerfälligkeit dieses höchst sonderbaren Communicationsweges zu geben,

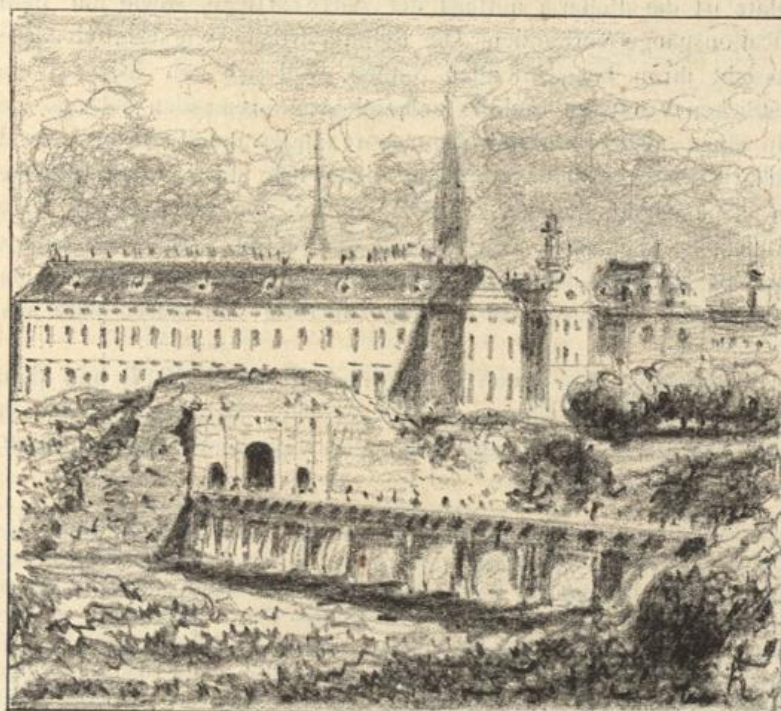


Fig. 82.

Das finstere Thor.

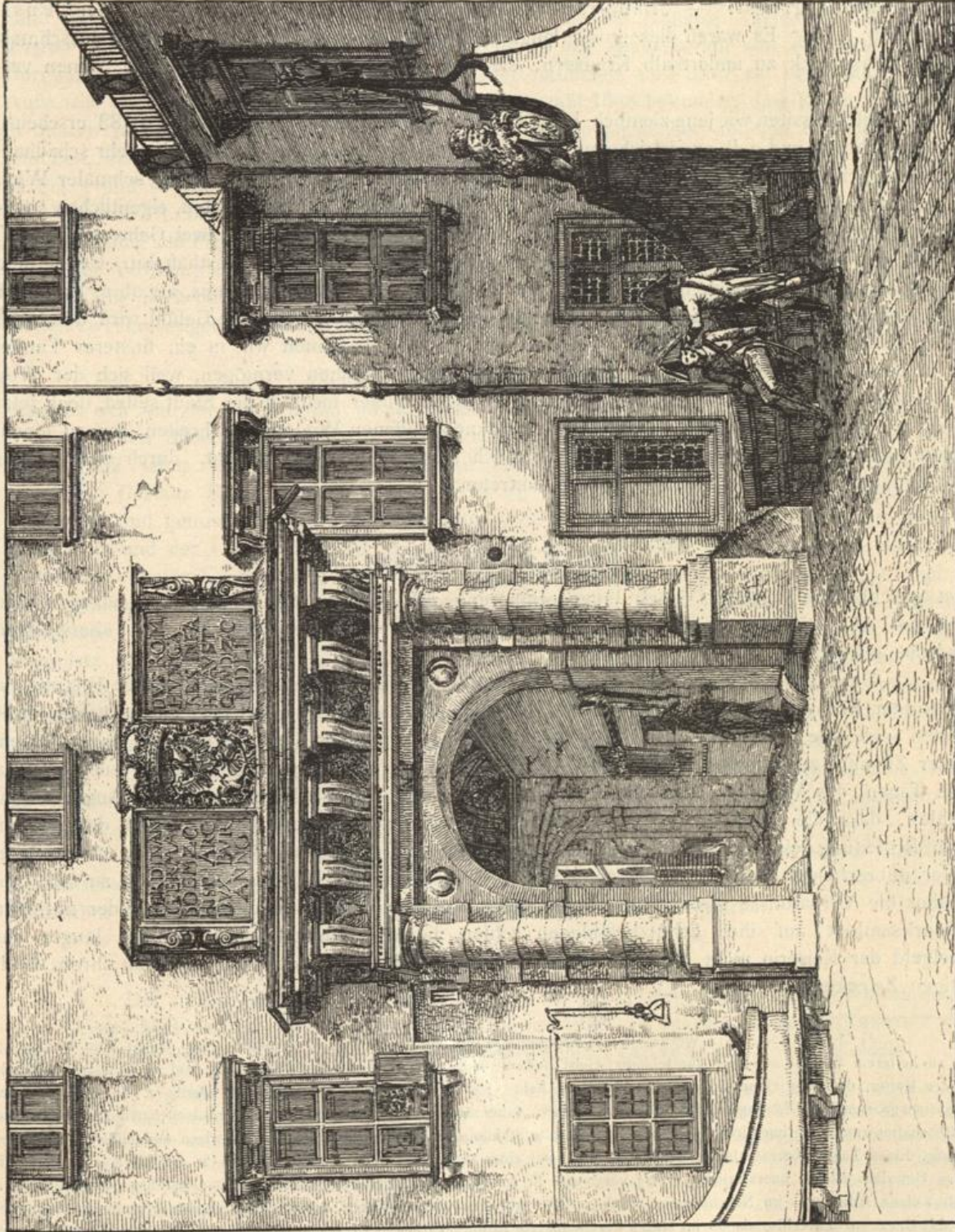
lade ich dieselben ein, mir auf meiner Wanderung von der Vorstadt in die Stadt schrittweise zu folgen, und es wird sich dieser kleine Spaziergang sicherlich lohnen, da wir daraus den unendlichen Abstand zwischen der damaligen Unbequemlichkeit und dem heutigen Comfort werden dankbar anerkennen lernen.

Wir beginnen also im Halbkreise unsern Marsch auf jenem weiten Platze, der sich beim Ausgang der Vorstadtalleen unmittelbar vor dem letzten Stadthore ausdehnt; wir waten hier entweder im fushohen Staube oder Kothe. Zwar stehen hier Fiaker in mehreren Reihen zur Verfügung aufgestellt, aber sie sind hier theurer als anderswo, denn sie wissen recht gut, man werde sich, falls

man ihrer wirklich benöthigt, schon lieber zum höhern Fahrpreise bequemen, als erst wieder in einem unendlichen Staubmeere den weiten Weg in die Stadt zurück bis zu den Michaelern oder hinauf in die Vorstadt bis zur Laimgrube zu keuchen.

Nun wollen wir von der Chaussée zum Thore hinein; doch das geht nicht so schnell, denn früher müssen wir einen etwa sechs Klafter langen Geh- oder Fahrweg durch drei aus grossen Quadersteinen erbaute niedere Mauern passiren. Diese werden gegen die Stadt zu immer höher, weil das Terrain jetzt etwas aufsteigt. Auf diesen alten schon sehr verwitterten, ausgebröckelten Steinen sitzt eine Menge Gesindel: Bettler, Vogelhändler, Höckerinnen, die ihre Waaren ausrufen und durch ihr entsetzliches Geschrei die Vorübergehenden arg molestiren. Man hört hier die ori-

^{*)} Dieses interessante Bild ist eine Copie nach einem seltenen Original, gezeichnet von Herrn Emil Hütter, und zeigt uns die hölzerne Brücke und den Thoreingang jenes sogenannten finstern Thores im Zustande, wie selbes noch kurz vor seiner Demolirung (1819) ausgesehen. Im Hintergrunde bemerken wir die ganze Frontseite des Leopoldinischen Tractes bereits mit dem von Kaiser Franz I. (1804) neu hinzugebauten Erker.



Das Schweizerthor aus dem Jahre 1826.

Fig. 83.

ginellsten Rufe: „60 Zwetschken um ein' Kreuzer!“ — „15 Pfirsich um ein' Kreuzer!“ Auch: „Lemoni, grossi!“ — „Bamarandschen, siassi!“ — „Haring, frisch!“ oder „Fusssohlen hab' i da!“ Es waren dies grosse längliche Fladen von ordinärem Mehl in Schweinsschmalz gebacken, das Stück zu anderthalb Kreuzern, sie sind aber heute bereits bis auf den Namen verschwunden.

Jetzt passiren wir jene ziemlich lange Brücke, wie sie auf dem Bilde sub Figur 82 erscheint; sie ist mit schwarz und gelb angestrichenen hölzernen Geländern versehen, aber bereits sehr schadhaft. Es muss im Schritt gefahren werden, denn die Frequenz ist stark und es ist nur ein schmaler Weg. Nun gelangen wir, zwar noch immer langsam, aber doch endlich zu dem zweiten, eigentlichen sogenannten „**finstern Thor**“, das (wie wir im Bilde sehen) nur einen Fahr- und zwei Gehwege besitzt. Es sieht uns mit seinen schwarzgrauen, verwitterten Steinen trüb und ernsthaft an. Ueber dem Thorweg breitet sich die ganze Bastei aus, und das Thor sieht daher so gedrückt aus, als ob es unter der Last zusammenbrechen und uns selbst erdrücken müsste. Dieses unheimliche Gefühl wird durch das trostlose Dunkel des Ortes noch mehr gesteigert. Es ist uns, als kämen wir in ein finsternes Tunnel oder in einen tiefen Schacht, dessen Ausgang wir nicht zu erspähen vermögen, weil sich der Weg hier stark biegt. Wir treten endlich ins Freie, aber noch immer nicht in die Stadt selbst, denn jetzt müssen wir noch einen mehrere hundert Schritte langen, offenen Weg durchschreiten, um zu einem niedern, schmalen Thore zu gelangen, wie es noch heute (Figur 81) besteht, durch welches wir endlich in die Räume des innern Burghofes eintreten.

Die Kaiserterrasse

bildet gleichfalls ein theures Stück Jugenderinnerung der Wiener. Sie nimmt den ganzen obern Stock des Augustinerganges ein und ist auf unserem Bilde sub Figur 81 an dem überwölbten Glasdache erkennbar.

Diese Terrasse war einst das Lieblingsplätzchen der zweiten Gemahlin Kaiser Franzens. Ungetrübter Frohsinn, Leutseligkeit und Wohlthätigkeit waren die herrlichsten Eigenschaften ihrer schönen Seele. Sie brachte den grössten Theil des Tages auf dieser Terrasse zu, und es wurde ein eigener Zugang zu derselben aus ihren Appartements für sie hergestellt. Kein Wiener ging in jenen Tagen des Weges vorbei, ohne zur Kaiserterrasse den Blick zu erheben. Augenzeugen erzählen, dass die Kaiserin oft von hier aus den Armen Geschenke zuwarf und dass, wenn sie in Begleitung einer Hofdame über die Bastei oder im Augarten spazieren ging, gewiss kein Bettler unbeschenkt blieb. Ja die Kaiserin rief in ihrer Leutseligkeit oft selbst Kinder zu sich, um sie über die Verhältnisse ihrer Eltern zu befragen, und liess Wärterinnen, die es an der nöthigen Aufmerksamkeit auf ihre Schutzbefohlenen fehlen liessen, zurechtweisen. Häufig langte das Nadelgeld der Kaiserin nicht aus, dann verwendete sie Schmuck und Kleiderstoffe zu ihren wohlthätigen Zwecken. ¹⁾

¹⁾ Maria Theresia wurde am 19. September 1790 mit Kaiser Franz vermählt. Ihr froher Sinn machte sie stets zu heiterer Scherze aufgelegt, ihr lebhafter Geist bedurfte stets einer Nahrung und Zerstreuung und es ist charakteristisch, wie der Kaiser, der seine Gemahlin auf das Zärtlichste liebte, für ihre Zerstreuungen sorgte. Er wusste z. B., dass sie sich gerne einen grossen Theil des Tages auf der Terrasse aufhalte, daher sorgte er dafür, dass sie hier die verschiedenartigsten Spielwerke, Geräthschaften zum Experimentiren, physikalische Apparate, chinesische Schattenspiele, Phantasmagorien und andere Curiositäten vorfände. Eines Tages überraschte sie der Kaiser auch mit einer eigenen Art von *Camera obscura* in Gestalt eines Teufels, in dessen Unterleib allerlei unerklärliche Dinge vorgingen. In der Kehle des Unholdes nämlich staken Glasröhren oder Glaslinsen, durch welche Alles, was im Nebenzimmer vorging, sich verkleinert wiederspiegelte, so dass man glaubte Wunder zu sehen und sich das Ganze so darstellte, als ob im Magen des Satans ein Liliputanertheater zu sehen sei, auf welchem sich allerlei Dramen, meist Schauergeschichten, abspielten. Auch ein künstlich angelegter Garten mit exotischen Gewächsen und eine kleine Menagerie von Affen und Papageien belebten diese Räume.

Das alte Schweizerthor

zählt gleichfalls zu den historischen Merkwürdigkeiten unserer Hofburg. Wie wir im Bilde *sub Figur 83* sehen,¹⁾ ist dasselbe als Einfahrtsthor in den Schweizerhof von der Seite des innern Burghofes aufgenommen. Die Merkmale des Alterthümlichen sind nicht zu verkennen, schon die Aufschrift ober dem Thoreingange mit der Erinnerungszahl 1536 bekundet, dass Kaiser Ferdinand I. in diesem Jahre dieses Thor errichten liess. Auch die Aufzugslöcher mit den Scheiben deuten auf jene Zeit, wo noch die Aufzugsketten hier durchliefen, mittelst welcher man den Aufzug der Thorbrücke bewirkte und so zur Nachtzeit die Burg von der übrigen Stadt gänzlich abspernte. Bis in die Zeit Ferdinands III. bestand diese Zugbrücke und vor derselben überdies ein Schlagbaum, wie wir ihn noch im Bilde *sub Figur 77* bemerken, den aber erst Kaiserin Maria Theresia entfernen liess. Auch unter der Wölbung des Einfahrtsthores befinden sich herrliche Frescomalereien aus dem XVI. Jahrhundert, die noch bis zum heutigen Tag bestehen, da sie bei Gelegenheit einer erst kürzlich stattgehabten zweckmässigen Renovirung unter möglichster Schonung historischer Denkmäler erhalten blieben.

Die Burgwache

befindet sich seit der ältesten Zeit noch immer an derselben Stelle wie heute, und noch auf dem Vischer'schen Bilde aus dem Jahre 1666 *sub Figur 74* und auf jenem *sub Figur 76* aus dem Jahre 1652 sehen wir die Wachstube mit ihrem thurmartigen Vorsprunge in ihrer frühern primitiven Gestalt. Noch in den Tagen Carls VI. wurde die Wache vom Stadtguardia-Regiment beigestellt und genoss als solche hohe Bedeutung, da ihr jedesmaliger Oberst im Range eines Feldmarschalls und der Oberstlieutenant und die Majore in jenem eines Feldzeugmeisters standen. Sie hatten ihr eigenes Kriegsgericht und eigenen *Regimentschultheiß* (jetzt Auditor genannt). Seit Aufhebung dieses Corps bestand die Burgwache stets aus einer Grenadiercompagnie, die täglich zur Mittagszeit, von zwei Officieren geführt, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele aufzog. Der Burgplatz war daher während der Burgmusik täglich der Versammlungsort der eleganten Welt, und man pflegte noch bis zu Maria Theresia's und Kaiser Josefs Zeiten regelmässig während der Mittagszeit auf dem Burgplatz zu promeniren und sich an den Klängen der türkischen Musik, wie man sie nannte, zu ergötzen; heute wird die Burgmusik nur mehr vom Volke besucht.

Die militärische Sitte, zwei Kanonen vor der Wachstube aufzupflanzen und die Gewehre an den Schranken zu lehnen, zeigt sich uns schon in dem Bilde *sub Figur 77* aus dem Jahre 1725 und jenem *sub Figur 78* aus dem Jahre 1790.

Bis zum 13. März 1848 bezogen Grenadiere die Burgwache, nachher leistete eine Zeit lang gemeinschaftlich die Nationalgarde mit regulären Infanterietruppen den Dienst, bis wieder vom November 1849 die Wache regelmässig von Linientruppen bezogen wurde.

Das Franzens-Monument.

Der uralte Burghof, den man seit 1817, als der äussere oder Promenadeplatz entstand, zum Unterschied den innern Burgplatz nannte, hat seit 1846, als das Monument des Kaisers Franz I. hier aufgestellt wurde, seinen alten Namen in den neuen: Franzensplatz umgewandelt.

¹⁾ Das Bild ist von G. Wilder im Jahre 1826 gezeichnet, 40 Cm. breit und 26·5 Cm. hoch; als Staffage sehen wir noch die alte sogenannte *Staberlwach*, wie sie die Wiener einst von wegen der Stücke (Stab, in der Mundart als Diminutiv „Staberl“) nannten, welche diese Hofburgwächter nebst ihrem Wehrgehänge bei sich trugen; auch bestand ihre Kopfbedeckung noch bis in die Vierzigerjahre in dem alten „Dreispiß“, den sie querüber zu tragen hatten. Die Uniform war hechtgrau und das Lederwerk ihres Ueberschwunges schwarz lackirt, ihre Fussbekleidung bildeten hohe bis an die Knie reichende Stiefel. Seit den ältesten Zeiten hatten die Habsburgerregenten, wie dies bei andern Höfen der Fall war eine eigene Leibwache, die noch im XV. und XVI. Jahrhundert aus wirklichen Schweizern bestand, daher man alle derlei Wachen Schweizerwachen nannte. Aus diesem Grunde hiess auch dieser Theil der Burg, wo die Schweizer ihre Wachstube hatten, seit den ältesten Zeiten *Schweizerhof*.

Diese Statue, welche ich *sub Figur 84* hier im Bilde folgen lasse, wurde am 16. Juni 1846, als dem Erinnerungstage, an dem Kaiser Franz mit seinen Verbündeten die Einnahme der Stadt Paris bewirkte und in dieselbe als Sieger einzog, feierlichst enthüllt, nachdem vorerst am

18. October 1843, am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, der Grundstein gelegt worden war.

Das Monument wurde von Marchesi in Mailand gegossen; die glücklichste Idee in der Conception des Ganzen ist die Gruppierung der vier weiblichen Genien: Gerechtigkeit, Macht, Friede und Religion, anspielend auf die vier Frauen des Kaisers, die den Monarchen als zärtlichliebende Gattinnen gleichfalls im Leben treu umgaben und selbst im Tode gleichsam Wache halten. Imposant ist die Façade mit den vier Worten: „*Amorem meum populis meis*“ („meine Liebe meinen Völkern“) aus dem §. 14 des Testaments des Kaisers, in welchem es lautete: „Meine Liebe vermache ich meinen Unterthanen, ich hoffe, dass ich für sie bei Gott werde beten können, und ich fordere sie auf zur Treue und Anhänglichkeit gegen meine legitimen Nachfolger.“

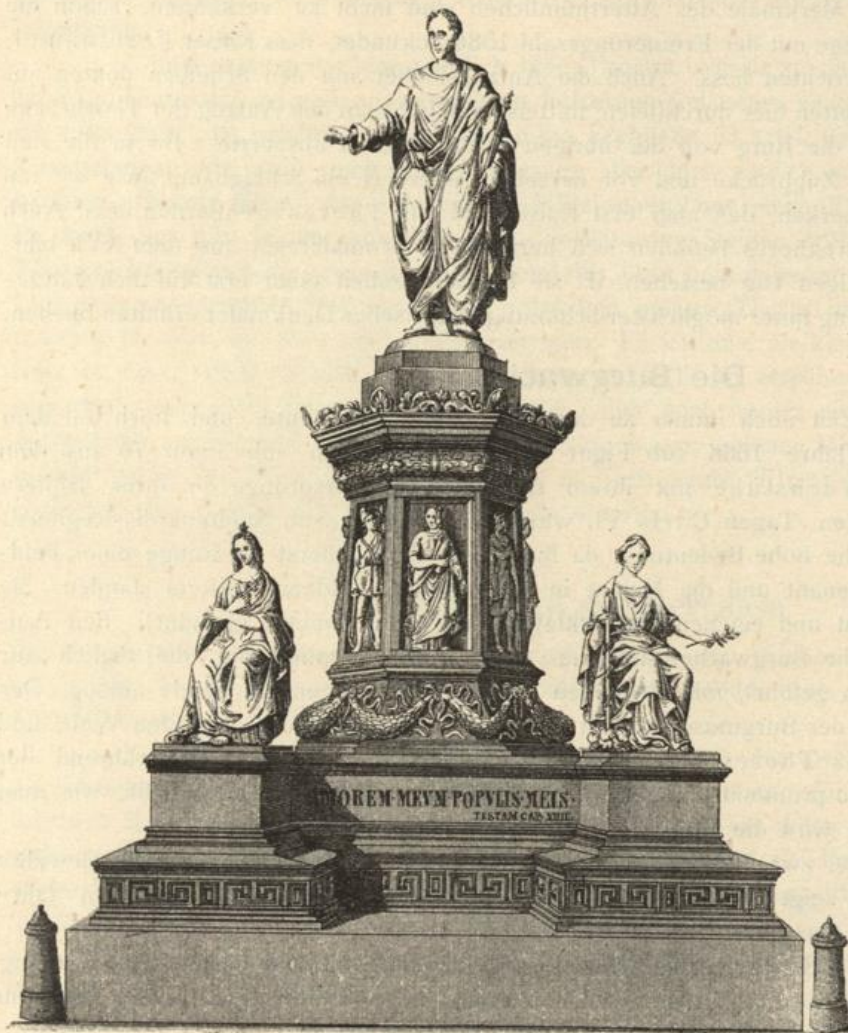


Fig. 84.

Das Franzens-Monument.

Erregung hervor, dass das Plakat in tausenden von Exemplaren abgedruckt und unter das Volk vertheilt werden musste. Viele von den Landleuten bewahrten als treue, begeisterte Anhänger des Kaisers durch Jahre hindurch dieses Plakat unter Glas und Rahmen in ihren Wohnungen auf. Und noch bis in die letzte Zeit fand man dasselbe als theueres Vermächtniss

Als am 6. März 1835, vier Tage nach dem Tode des Kaisers, dieser Paragraph veröffentlicht wurde, riefen diese kaiserlichen Worte bei den Bürgern und im Landvolk eine so tiefe Rührung und freudige

ihres Landesvaters, dem sie stets mit kindlicher Liebe zugethan waren, in den Wohnstuben an der Wand hängen. ¹⁾)

Das Josefs-Monument

bildet in künstlerischer Auffassung einen vollständigen Gegensatz zu dem vorigen. Denn obgleich beide Monumente im römisch classischen Styl nach strengen Grundsätzen der Antike aufgefasst sind, so sind sie doch beide in Conception und Ausführung grundverschieden. Wie überladen zeigt sich uns z. B. die Franzensstatue, welch' grosser Apparat wurde hier entwickelt, um einen Effect zu erzielen? Die vier Colossalstatuen nehmen als symbolischer, also als untergeordneter Theil des Ganzen den grössten Raum des Monumentes ein und ziehen die grösste Aufmerksamkeit auf sich,

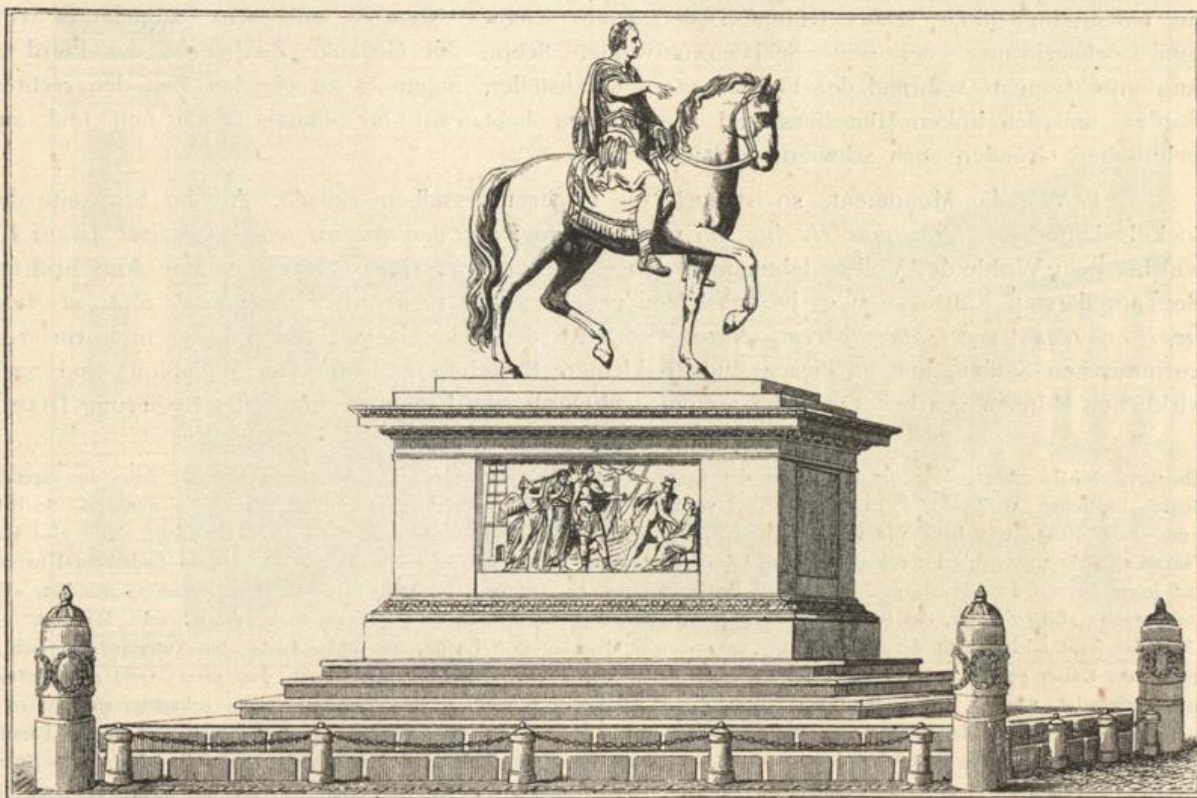


Fig. 85.

Das Josefs-Monument.

so dass die eigentliche Hauptfigur fast als ganz nebensächlich verschwinden und auch wirklich (im Verhältniss zur Körpergrösse) gar nicht bemerkt werden möchte, wenn dieselbe nicht so unverhältnissmässig hoch gestellt wäre, so dass sie schon durch ihre Höhe auffallen muss. Wenn auch gegen

¹⁾ Mit welch' grosser Anhänglichkeit besonders das Landvolk dem Kaiser zugethan war, mag folgende wahre und durch Urkunden beglaubigte Anekdote beweisen; An einem Tage, an dem der Kaiser Franz Audienzen ertheilte, wurde jeder Bittsteller von ihm angehört, der sich früher anmelden liess und eine Bittschrift mitbrachte. Auch ein Bauer kam zu diesem Zwecke in die Burg, da er jedoch zuvor zur Audienz nicht aufgeschrieben war, liess man ihn unbeachtet und er musste warten, bis Alles zur Audienz zugelassen war. Endlich fragte ihn der dienstthuende Beamte: „Was wollt Ihr, lieber Alter?“ — „Mücht' gern' mit'n Kaiser reden.“ — „Habt Ihr eine Bittschrift?“ — „Brauch' keine.“ — „Aber, lieber Mann, es ist der allerhöchste Befehl, Niemanden vorzulassen, der nicht vorläufig aufgeschrieben ist und seine Bittschrift mitbringt.“ — „Das mag,“ sagte der Bauer, „die Wiener angeh'n, den Landleuten is nix davon verkindt worden; melden's mi nur.“ Der Kammerherr that es, und der Bauer wurde sogleich vorgelassen. Als er vor den Kaiser trat, sagte er: „G'lobt sei Jesus

die Porträtähnlichkeit nichts eingewendet werden kann, so erscheint doch der Unterkörper des Kaisers ohne Zweifel viel zu langgestreckt und daher die ganze Figur viel zu gedehnt, unnatürlich, ja ganz unmöglich, und nach der künstlerischen Raumvertheilung das ganze Monument mit allen Nebenfiguren viel zu massig und plump. ¹⁾ Ich gebe in **Figur 84** eine Abbildung des Franzens-Monuments und lasse in **Figur 85** die Reiterstatue Josefs folgen. Wie einfach erscheint nicht dagegen das Josefs-Monument, wie ebenmässig, lebensvoll und wirksam ist nicht Alles hier bis in's kleinste Detail durchgebildet! Wie schlicht und einfach die edle Gestalt des Kaisers und seines Pferdes und doch so zu Herzen sprechend! Wie einfach und natürlich die Handbewegung am rechten Arm und doch so vielbedeutend! Prunklos, in römischer Toga sitzt der Kaiser barhaupt auf hohem Rosse, und doch umstrahlt die Glorie der Herrschermacht das Haupt des Kaisers, und die Unvergänglichkeit seines Ruhmes, der Zauber seines Namens wird leise angedeutet von dem Lorbeerkranze, der seine Schläfen umwindet. Schon der Gedanke Zauner's, das Pferd in langsamer Gangart während des Fortschreitens darzustellen, indem es zu gleicher Zeit den rechten Vorder- und den linken Hinterfuss zum Ausschreiten hebt, war für damals noch neu und aus technischen Gründen auch schwierig auszuführen.

Wie das Monument, so ist auch die Inschrift desselben einfach. An der Stirnseite des Sockels lautet sie: „*Josephus II. Aug. qui salutis publicae vixit non diu sed totus*“ („Kaiser Josef II., welcher dem Wohle des Volkes lebte, nicht lange, aber ganz“). Gewiss eine passende Aufschrift für den populärsten Kaiser, den es je auf Erden gegeben, und rückwärts: „*Franciscus Rom. et Aust. Imp. ex fratre nepos alteri parenti posuit 1806.*“ An der Ecke stehen vier Pilaster in Form von korinthischen Säulen, und an diesen sind 16 kleinere Basreliefs in Form von Medaillons und nach wirklichen Münzen gearbeitet, welche auf die denkwürdigsten Ereignisse unter der Regierung Josefs

Christus. I hab' g'hört, dass die Franzosen die ganze Welt umkehren wollen und dass Euer Majestät Alles aus eigenem Beutel bestreiten wollen und ka Kriegssteuer verlangen, aber doch annehmen, wenn man freiwillig ane gibt. So hab' i mir halt denkt, wir Bauern am Land haben heuer a mittelmässig's Jahr und hiazt a gute Winterfrucht, hab' also was z'samm'ng'sucht und hab's Euer Majestät einmal bringen wollen.“ Nun langte er einen grossen schmutzigen Lederbeutel hervor und leerte ihn auf dem Tische aus. Es waren lauter Ducaten im Betrage von 1000 fl. C. M. Der Kaiser verwunderte sich und sprach: „Lieber Alter, das ist ja zu viel, Ihr werdet euch weh thun!“ — „Dann hätt' i's nit bracht, Majestät.“ — „Nun das freut mich,“ fuhr der Kaiser fort, „um so mehr, dass auf dem Lande eine solche Liebe zum Vaterlande herrscht.“ sprach der Kaiser gerührt. „Nicht nur dank ich Euch dafür, sondern ich versichere Euch auch, dass dieses Geld zweckmässig soll verwendet werden. Habt Ihr eine Schrift, damit ich Euern Namen in den Zeitungen kann bekanntmachen lassen?“ — „Das mag i nit, na des is nix.“ — „Ihr denkt edel, aber die öffentliche Bekanntmachung macht Euch und Euerer Familie Ehre, gibt auch ein gutes Beispiel und — — —“ — „Das Alles will i nit.“ — „Aber mir werdet Ihr doch nicht Euern Namen verhehlen?“ — „Ich sag' ihn nicht.“ — „Doch Euer Dorf, wo Ihr her seid?“ — „A nit, hierzt sag' i: g'lobt sei Jesus Christus, und wann mir Gott 's Leben schenkt und mir san Beide noch g'sund, so kumm' i auf's Jahrl schon wieder her.“ — Der Kaiser entliess ihn gnädig lächelnd und musste auf seinen Willen verzichten, den Namen des Mannes je zu erfahren, und obgleich zwei Hofbedienstete augenblicklich nachgesandt wurden, um ihm auf pfliffige Art seinen Namen zu entlocken, wusste der kluge Bauer alle Bemühungen zu vereiteln, und sie kehrten unverrichteter Sache in die Hofburg wieder zurück.

¹⁾ In der francisceischen Epoche waren die Wiener Bildhauer-Traditionen bereits im Niedergange begriffen, und eine tüchtige Schulung junger, nachwachsender und aufstrebender Geschlechter hörte nach dem Tode Zauner's fast vollständig auf. Weder Käsmann noch der alte Schaller und noch viel weniger der so viel producirende Klieber waren bedeutend genug, um bei all' ihrer Tüchtigkeit einen nachhaltigen Einfluss auf die Bildhauerschule zu üben. Selbst Professor Bauer, der durch viele Jahre an der Akademie der bildenden Künste erspriesslich wirkte und als Lehrer der Anfangsgründe und des Handwerksmässigen in der Kunst Tüchtiges leistete, reichte mit seiner Kraft nicht aus, um grössern künstlerischen Intentionen zu genügen: und so kam es denn, dass man damals, misstrauisch gegen die eigenen heimischen Kräfte, seine Blicke nach auswärts richtete und dass man immer, wo es sich um grosse Aufträge handelte, massgebenden Ortes fremde Künstler berief und die eigenen vaterländischen Monumente durch fremde Hände ausführen liess. So berief man z. B. damals auch den Italiener Pompeo Marchesi, um den Burgplatz mit einem bedeutsamen Colossalmonument zu schmücken, leider hatte man sich auch in der Leistungsfähigkeit dieser fremden Kraft getäuscht.

des Zweiten geschlagen wurden. Das Ganze ist ein Kunstwerk seltenster Art und reiht sich den schönsten ganz Europas an, ¹⁾)

Der Josefsplatz.

Der Bibliotheksplatz (später Josefsplatz) erhielt erst jetzt durch dieses Monument seine architektonische und stylvolle Einheit und hat sich seit Aufstellung des Monuments in seinen Theilen in nichts geändert, nur wurden im Laufe der Zeit die am Giebel des Bibliotheksgebäudes angebrachten Figuren mehrfachen Reparaturen unterzogen.

Das Bild *sub Figur 86* gibt uns einen Begriff von den Raumverhältnissen dieses Platzes. ²⁾)



Fig. 86.

Der Josefsplatz.

Die der Hofbibliothek gegenüberliegende Viertelseite des Josefsplatzes umfasst heute das gräflich Pallavicinische und Palfy'sche Haus, von denen jetzt näher die Rede sein soll.

¹⁾) Franz Zauner verfertigte das Werk in der Akademie der bildenden Künste in der Annagasse, wo es noch sehr an Raum gebracht, und liess dasselbe im kaiserlichen Gusshaus auf der Wieden aus Erz giessen. Am 30. Juni 1806 wurde das Pferd und am 14. Juli desselben Jahres Josefs Erzbild aus dem Guss Hause nach dem Josefsplatz geführt und dann ersteres am 2. und letzteres am 15. Juli aufgezogen, das Ganze aber am 24. November 1807 feierlichst enthüllt. Bemerkenswerth sind an beiden Längenseiten des Piedestals die zwei grossen Basreliefs, wovon eines rechts auf der in unserem Bilde dem Beschauer zugekehrten Seite den „Ackerbau“ und auf der entgegengesetzten links den „Handel“ vorstellt, wie er von Josef Beförderung und Aufmunterung erhalten.

²⁾) Den imposanten Hintergrund in seiner ganzen Länge nimmt das Hofbibliotheksgebäude ein. Die Façade ist ober den Fenstern mit basreliefartigen Verzierungen und drei Altanen herrlich ausgeschmückt. Am Giebel befindet sich eine schöne Steingruppe: Minerva auf einem Triumphwagen, von vier Pferden gezogen. Der Wagen rollt über zwei menschliche Gestalten dahin, welche von den Pferden zu Boden getreten werden, und wovon die eine den „Neid“, die andere die „Unwissenheit“ bedeutet. Neben Minerva in der Mitte des Seitentheiles rechts steht „Atlas“, die Himmelskugel tragend, von zwei auf die Astronomie deutenden Figuren umgeben; und am anderen Seitentheile links „Tellus“ mit der Erdkugel, gleichfalls von zwei Figuren umgeben, die sich auf die Geometrie beziehen. Wie eine lateinische Inschrift unterhalb der Kuppel darthut, wurde unter Carl VI. im Jahre 1723 mit dem Bau des Gebäudes begonnen und dasselbe 1726 vollendet, und eine weiter unten

Das Pallavicini-Palais Nr. 1155 (neu 5).

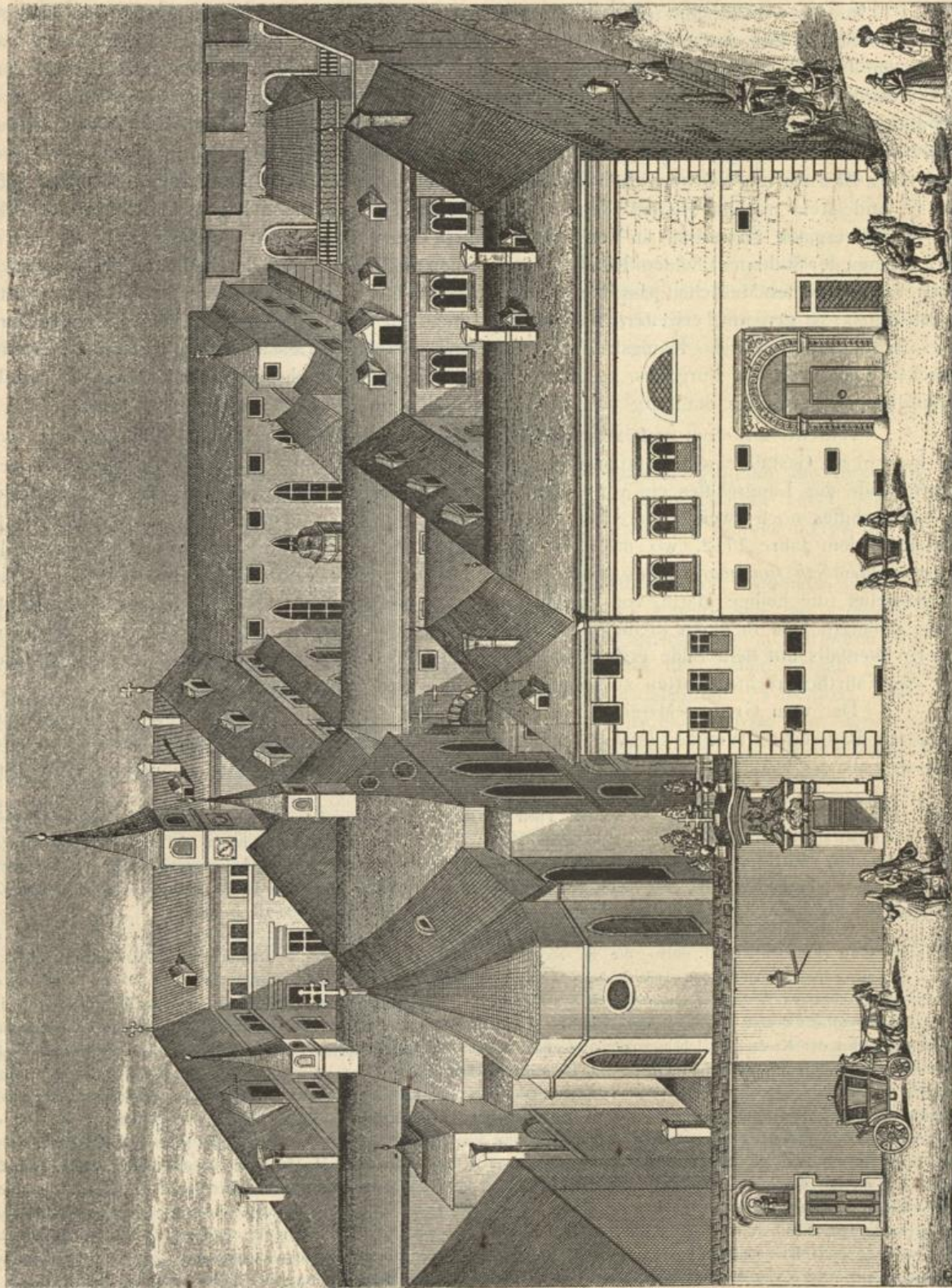
An dieser Stelle stand einst das Haus des Grafen Niclas Salm, des heldenmüthigen Vertheidigers der Stadt gegen die Türken während der ersten Belagerung (1529); und als ihm am 14. October während eines Angriffes der Türken, da er eben den Feind auf allen Punkten zurückschlug, (also im ruhmwürdigsten Augenblicke seines Lebens) ein abspringender Stein einen Schenkel zerschmetterte und er in Folge dieser Verwundung im Frühjahr 1530 starb, kam dieses Haus in den Besitz seines Nachfolgers Hector von Salm, der dasselbe im Jahre 1559 um 6500 Pfund Pfennige an Kaiser Ferdinand I. verkaufte, worauf es Eigenthum Erzherzog Carls (des Bruders Ferdinands) wurde, von dem es dessen Schwester Elisabeth, die Tochter Kaiser Maximilians II. und Gemahlin König Carls IX. von Frankreich, nachdem sie als Witwe nach Wien zurückgekehrt war, im Jahre 1582 käuflich an sich brachte, um hier das sogenannte „Königskloster“ zu stiften. Sie stand demselben als erste Aebtissin vor, daher es auch den Beinamen das „königliche Frauenkloster“ oder kurzweg Königskloster erhielt. Es ist uns aus jener Zeit der interessante Original-Kaufbrief¹⁾ erhalten geblieben, der uns mit der Oertlichkeit vollständig vertraut macht.

Was Elisabeth die Vielumworbene, die Vielbenedete, bewogen haben mochte, in die stille Abgeschiedenheit eines Klosters zu flüchten, war wohl nichts Anderes, als das drängende Bedürfniss, sich nach so viel bewegten Stürmen des Lebens, nach so mannigfachen bitteren Enttäuschungen endlich ihrem gepressten Herzen die Segnungen des Himmels zu erlehen, ihrer gequälten Seele die Ruhe wiederzugeben, die Wunden, die ihr die Welt geschlagen, mit dem Balsam der Religion zu heilen. Und in der That waren die Schicksalswege, die Elisabeth zu wandeln hatte, eben nicht sehr beneidenswerth.²⁾

angebrachte gleichfalls lateinische Aufschrift besagt, dass dieses Haus im Jahre 1766 durch einen zweckmässigen Vorbau unter der gemeinsamen Regierung der Kaiserin Maria Theresia und Josefs II. gestützt und das Ganze stylgemäss restaurirt wurde. Die rechte Seite des Platzes nimmt die Front der beiden Redoutensäle zunächst der Winterreitschule, die linke Seite das zoologisch-botanische Naturalien-Cabinet ein. Es ist nur zu bedauern, dass die vierte Seite des Platzes zu Staats-Bauzwecken verloren ging, d. h. dass damals, als das Königskloster (an der Stelle des heutigen Pallavicini-Palais) aufgehoben wurde, diese vierte Seite des Josefsplatzes nicht zum Ausbau der Burg zu Staatszwecken reivindicirt, sondern der öffentlichen Versteigerung zu Privatbauten überlassen wurde. Die Burg hätte sonst ein natürliches regelmässiges Viereck gewonnen.

¹⁾ Dieser Kaufbrief vom 1. October 1582 lautet wörtlich: „Die Königin kaufe des Erzherzog Carl Behausung, in der Stadt Wienn bei Irer Majestät Hof-Stall gelegen sambt allen Ir Rechten und Gerechtigkeiten wie Sy mit der einen Seiten an Wilhalm Freyherrn von Hofkirchen Behausung mit der andern weiland Ruedolffen-Khuen von Belassy Freyherr mit der Drit an die vorgehende Gassen und mit der Vierten an das Gäßl so zwischen der Kay. Majst. neuen Stalle und gemelter unfer Behausung liegt, rainen thuet.“ Der Raum, auf welchem nämlich das Königskloster sammt Kirche und Wohnhaus erbaut wurde, bestand damals (1582) aus dem Salm'schen Hause, aus dem Hause des Freiherrn von Hofkirchen und aus einem dem Khuen'schen Hause gehörigen Garten, den die Freifrau Maria Magdalena von Khuen unentgeltlich zum Klosterbaue widmete.

²⁾ Elisabeth, Tochter Kaiser Maximilians (1554 in Wien geboren), wurde frühzeitig, als 16jährige Prinzessin am 22. October 1570 dem schwachen und wankelmüthigen Carl IX. von Frankreich angefraut. Am 26. November wurde das Beilager mit grosser Pracht vollzogen und sie selbst am 26. März zu St. Denis als Königin von Frankreich gekrönt. Leider fiel ihre Anwesenheit zu Paris in die traurige Epoche der hugenottischen Religionskämpfe. Schroff standen sich die Charaktere der sanften Elisabeth und der grausamen Katharina von Medicis entgegen, die einen unheilvollen Einfluss auf den jungen launenhaften König übte, und trotz der besten Absichten konnte sie die gräueltvolle Bartholomäusnacht nicht hindern, kaum dass es ihr mit Mühe gelang, den Prinzen Heinrich von Navarra und Ludwig Condé zu retten. Ihre Lage wurde um so drückender, als auch ihr Vater, der weise und humane Maximilian II., die Gräuelt jener Mordnacht laut missbilligte. Schon im Mai 1574 brachten Aufregung und Gewissensbisse den erst 24jährigen König ins Grab. Elisabeth aber kehrte kurz darauf zum Leidwesen des französischen Volkes, welches in ihr sein Heil für immer scheiden sah, nach Wien zurück, um im Schoosse der Kirche den Rest ihrer Tage zu beschliessen, und als sie erfuhr, dass das Clarakloster im Bürgerspital und die nach St. Anna versetzten Frauen bereits seit der ersten Türkenbelagerung (1529) ausgestorben seien, beschloss sie, ein neues Kloster der Clarissinnen aus eigenen Mitteln zu erbauen. So wurde denn schon am 5. März 1582 vom Wiener Bischofe Kaspar Neubeck der Grundstein zum Königskloster gelegt und am 2. August 1583 vollendet und von den Klosterfrauen (die Zahl derselben war



Das Königskloster oder das Kloster zu St. Maria, Königin der Engel 1740.

Fig. 87.

Im Jahre 1782, also genau 200 Jahre nach der Gründung, schlug auch für das Königs-kloster die Stunde der Aufhebung. Die reichen Güter des Klosters fielen dem Religionsfond zu, zu dessen Gunsten auch das Gebäude und der Gartengrund in drei Theile zerstückt und um 27.000 Gulden verkauft wurden. Den östlichsten Theil (ehemals Salm-Hofkirchen-Haus, später Wohnung Elisabeths) erstand Graf Moriz v. Fries und erbaute im Jahre 1783 bis 1784 durch den Architekten Hohenberg den noch unverändert bestehenden prachtvollen Palast, dessen Portal er von Franz Zauner mit vier herrlichen Statuen schmücken liess. Das Gebäude führte die Nummer 1155 (neu 5) und steht noch heute mit dem in der (untern) Bräunerstrasse liegenden Hause Nr. 1128 (neu Dorotheergasse 16 und 18) in Verbindung. Durch diesen Bau wurde die Bräunerstrasse, welche hier zwischen der Stallburg und dem Klostergebäude einen auf beiden Seiten durch Mauern geschlossenen, engen, kaum für einen Menschen passirbaren Durchgang bildete, zu einer bequemen Strasse (gegenwärtig Stallburggasse genannt) erweitert und bis zum heutigen Josefsplatz fortgeführt. Noch Kaiserin Maria Theresia kannte das Königs-kloster in seiner ursprünglichen Gestalt, und es bestand ein eigener gedeckter Gang von der Burg aus, durch welchen die Kaiserin mittels eines Schwiebbogens, der die Communication zwischen Stallburg und Kloster herstellte, in die Kirche gelangen konnte.

Wie wir aus dem *sub Figur 87* *) beigegebenen höchst seltenen Bilde ersehen, war die Kirche in Gestalt einer vollkommenen Kreuzform, jedoch ohne Seitenschiff erbaut, an dem untern Ende des Langschiffes ein viereckiger, kupfergedeckter Thurm und an den beiden Enden des Querschiffes noch zwei kleinere Thürmchen angebracht. Das auf dem Bilde dargestellte Portal entstammt dem Jahre 1712, wo dasselbe umgebaut und mit folgender Inschrift versehen wurde: „*Regina Elisabeth fundabat sapientissimae poli reginae sacrat.*“ Ueber dieser Inschrift befand sich ein Basrelief (die heilige Marie, von Engeln umgeben), und durch die Pforte gegenüber dem Josefsplatze gelangte man in einen kleinen, mit Bäumen besetzten Hofraum und zur Kirche. Die beiden andern ebenfalls auf dem Bilde ersichtlichen Eingänge, jener links mit der Statue der heiligen Clara und das Fahrthor rechts, führten zum Convente und waren immer verschlossen.

Der vom Grafen Moriz Fries auf dem Klostergrunde erbaute Palast zählt zu den schönsten Bauwerken Wiens. Die vier herrlichen, colossalen Karyatiden am Portale werden von allen Kennern als die beste Arbeit Franz Zauner's geschätzt. In diesem Palaste wohnte im Jahre 1809

auf 60 bestimmt) in Besitz genommen. Der vordere Theil der Baulichkeiten war das zum Kloster gehörige Wohnhaus Elisabeths (es stand an der Stelle des heutigen Pallavicini-Palais); die eigentliche Klosterkirche ist das mit wenigen Veränderungen umgewandelte und noch heute auf derselben Stelle bestehende Bethaus der Augsburger Confessionsverwandten, und der gegen das Palffy-Palais gelegene Theil des übrigen Baugrundes wurde zur Errichtung sehr vieler im Geschmacke der damaligen Zeit auf das Sorgsamste geschmückter kleiner Capellen und zierlich herausgeputzter Andachtsorte benützt.

*) Dieses Bild ist einer Zeichnung aus Placitus Herzog's „*Iconographia Austriaco-Franciscana*“ zu Köln aus dem Jahre 1740 entnommen und dürfte die im zweiten Theile von Fuhrmann's „Historische Beschreibung“ enthaltene, jedoch nur mangelhafte Vignette an Deutlichkeit weitaus übertreffen, da hier auf unserem Bilde nicht blos eine getreue Abbildung des einstigen Bestandes, sondern auch der Einblick in die innern Räume des Klostergebäudes geboten wird. Das Königs-kloster enthielt ausser der eigentlichen Kirche noch zahlreiche kleine Capellen und Andachtsorte, dann den sogenannten **Oelberg** zunächst der Kirche mit lebensgrossen Steinfiguren und die **Loretocapelle** im Garten in der Ecke gegen die heutige Bräunerstrasse zu, die auf unserem Bilde im Hintergrunde ersichtlich sind. Der Garten wurde von den Klosterfrauen mit grosser Sorgfalt gepflegt und enthielt manche seltene Pflanzen, darunter als besondere Merkwürdigkeit eine 200jährige Akazie (eine *Robinia hispida*), die älteste in der Monarchie, deren Senkreis — dazumal eine naturhistorische Seltenheit — von den Klosterfrauen angepflanzt, zum grossen schattenreichen Baume heranwuchs und sich noch bis in die neueste Zeit erhielt, worauf endlich zu Anfang der Vierzigerjahre der Baum umgehauen wurde. Vide: Mailath's „Geschichte Wiens“, 1832, pag. 247. Ausserdem enthielt das Kloster noch mehrere kostbare Bilder und vielerlei Kirchenschätze, darunter die Copie des berühmten Gnadenbildes St. Maria Maggiore in Rom, das dem Evangelisten Lucas zugeschrieben wird. Vide: Fuhrmann's „Historische Beschreibung“, II. Theil, I. Band, Seite 349, und Fischer's „*Brv. not.*“, III. Theil, pag. 72. Schliesslich ist noch zu bemerken, dass das Wohnhaus Elisabeth's knapp gegen die Strasse, also in der Fortsetzung der heutigen Augustinerstrasse gelegen war, und dass diese Strasse von der Augustinerstrasse bis zum Schwiebbogen der Stallburg noch im Hirschvogel'schen Plane als **Augustinergasse** bezeichnet wird.

der französische Stadtcommandant Meriage, der seiner Hauswache den etwas sonderbaren Befehl ertheilte, auf die Statue Kaiser Josefs II. Acht zu haben, und genau zu wachen. In diesem Palaste war auch die weltberühmte, von dem Grafen Moriz von Fries zusammengebrachte Sammlung von Kunstschätzen aufgestellt, welche die Aufmerksamkeit der Liebhaber gleichwie der Kenner auf das Lebhafteste in Anspruch nahm und bei ihrer Zertheilung nach dem Falle des Hauses Fries & Comp. manche andere Privatsammlung in Wien und besonders in Amsterdam mit ihren Trümmern bereicherte. Dieses Museum war eine Zierde der Stadt und die Familie Fries eine der kunstsinngigsten der Monarchie, daher ich von beiden besonders sprechen will.

Die vorerwähnten imposanten Karyatiden aber, die ich hier *sub Figur 88* im Bilde folgen lasse, sind heute noch ein Gegenstand der lebhaftesten Bewunderung für Kenner und Liebhaber; sie sind vielleicht das Beste, was Franz Zauner ¹⁾ geleistet hat. Die Leichtigkeit und Ungezwungenheit in der Bewegung, das Edle, Schöne und Massvolle in der Formgebung sind Vorzüge, die ihm unzweifelhaft hier um so höher angerechnet werden müssen, als er damals schon einem starren Classicismus verfallen war.

Die Fries'sche Familie.

Wenn uns manchmal im Verfolge der Geschichte einzelner Familien das plötzliche Aufblühen und rasche Sinken, der schnelle Wechsel vom höchsten Reichthum zur tiefsten Armuth wahrhaft überrascht, so muss dieses Schicksal im Hause der gräflichen Familie Fries um so mehr erschüttern, da es plötzlich und unerwartet hereinbrach.

Johann Fries, zu Mühlhausen am 19. Mai 1719 geboren, widmete sich frühzeitig dem Manufacturgeschäfte und wusste als Mann von umfassenden Kenntnissen und grossem Scharfblick seinem Gewerbe, das er nach Wien verpflanzte, rasch Aufschwung zu verleihen und sich alsbald so grosse Reichthümer zu erwerben, dass er während des siebenjährigen Krieges mit Preussen sogar der Kaiserin Maria Theresia bedeutende Geldsummen vorschoss. Sie erhob ihn aus Dankbarkeit im Jahre 1762 in den Freiherrnstand, und da er der Erste war, der den österreichischen Erzeugnissen im Jahre 1777 einen blühenden Handel auf der Donau nach Rezuk eröffnete, ein deutsches Handelshaus in Constantinopel mit grossem Erfolge gründete, auch durch 24 Jahre die Direction sämmtlicher k. k. Bergwerksproducte ohne Besoldung leitete, ernannte ihn Kaiser Josef II. im Jahre 1782 für so vielfache Verdienste zum Reichsgrafen. Leider genoss er diese Ehre nicht lange, denn als er sich im Jahre 1783 zu Vöslau ein Gut angekauft, das noch heute besteht, fand man ihn am 19. Juni 1785 in seinem Schlossgarten plötzlich todt zu Boden gestreckt. Niemand wusste die Ursache seines gewaltsamen Todes, jeder kannte nur die Unermesslichkeit seines Reichthums, von dem er stets zum Besten der Armen den edelsten Gebrauch gemacht hatte.

¹⁾ Franz Zauner war im Jahre 1746 in Felpatan, in Tirol, geboren, lernte die ersten Anfangsgründe in der Kunst von seinem Vetter Horer nächst Passau und kam sodann nach Wien, wo er als schüchternen Schüler des berühmten Schletterer an der Akademie alsbald so grosse Fortschritte machte, dass er aus Anlass eines gelungenen Modells zu einem Bassin im Schönbrunner Garten den ersten Schulpreis erhielt und als erster romfahrender Zögling im Jahre 1776 Gelegenheit hatte, die Antike an der Quelle zu studiren. Als er zurückkam, wurde er Professor und Hofstatuar, später auch Rath und Director der Maler- und Bildhauerklasse an der Akademie, und im Jahre 1807 wurde er mit dem Prädicate Edler von Felpatan in den Adelstand erhoben und starb zu Wien am 3. März 1822. Seine vorzüglichsten Werke, welche ihm den Ruhm für alle künftigen Zeiten sichern, sind ausser den Karyatiden und dem Josefs-Monumente noch das schöne Grabmal Kaiser Leopolds II. in der Augustinerkirche; eine herrliche, lebensgrosse Büste Kaiser Franz I. in Bronze, Eigenthum des allerhöchsten Kaiserhauses, eine treffliche Statuette Kaiser Josefs II., in Terracotta bronziert, Eigenthum Dr. Rudolf Frankl's, eine lebensgrosse Demosthenes-Büste und eine gleiche von Homer beide in Marmor, 65 Cm. hoch, Eigenthum der Frau Christomano; dann eine hochinteressante lebensgrosse Marmorbüste des berühmten Josef Sonnenfels mit der Jahreszahl 1787, zu welcher Zeit derselbe bereits Freiherr und Präsident der Akademie war, Eigenthum der Akademie der bildenden Künste; endlich eine lebensgrosse Bronzestatuette des Grafen Rudolf Wrba, Eigenthum des städtischen Zeughauses.

Nichts wurde bekannt, das mit Grund auf ein so tragisches Ende hätte schliessen lassen. Er war glücklicher Familienvater, und keine seiner grossen Handelsunternehmungen und weitgreifenden Spetulationen, keiner seiner Wünsche waren je fehlgeschlagen. Er genoss die Liebe seiner Angehörigen, die Achtung des Kaisers, die Verehrung seiner Mitbürger; dennoch musste ein geheimer

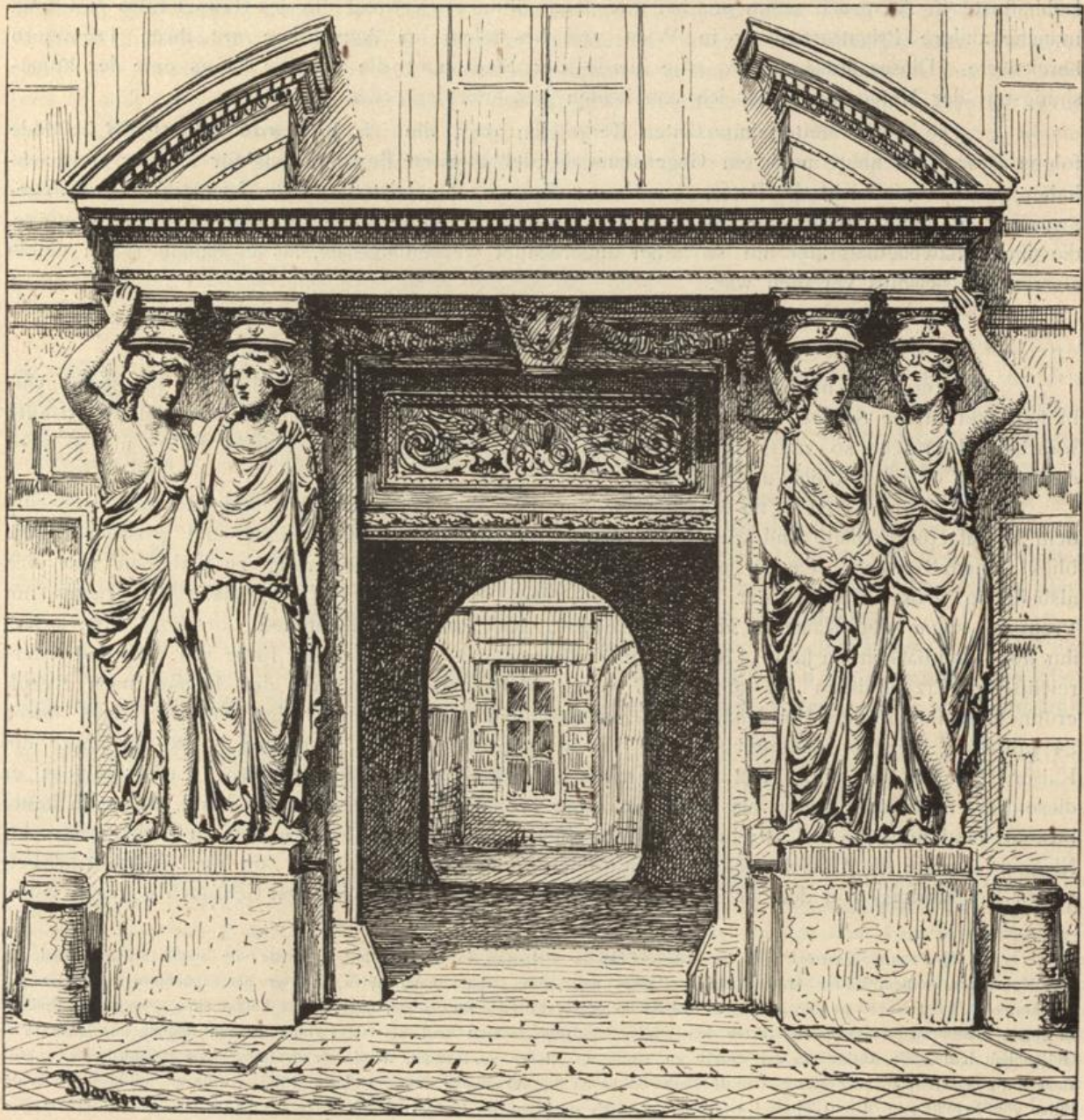


Fig. 88.

Das Pallavicini-Palais auf dem Josefsplatze.

Wurm an ihr nagen, der still und unbemerkt für keines Menschen Auge sichtbar an seinem Marke zehrte.

Sein Sohn Moriz Graf Fries (1777 in Wien geboren), der Erbe seines grossen Vermögens und Ruhmes, bemühte sich, den Glanz seines Hauses durch äussern Schimmer noch mehr

zu erhöhen. Er erbaute auf dem alten Klostergrunde das herrliche Palais mit wahrhaft fürstlicher Pracht, schmückte das Portal mit jenen herrlichen Figuren, die noch heute ein leuchtendes Zeugnis geben von seinem ausserordentlichen Kunstgeschmacke, und sammelte mit dem Eifer eines wahren Kunstliebhabers und feinen Kenners die herrlichsten Gemälde, Kupferstiche, Handzeichnungen, Bücher etc., die er alle in seinem Hause aufstellte und dasselbe so zu einem weltberühmten Museum machte, das kein Fremder und Einheimischer unbesichtigt liess; Fries wurde deshalb von der Akademie der bildenden Künste zum Ehrenmitgliede gewählt, und es gab keinen Wiener Künstler, der nicht bei ihm die ausgiebigste Unterstützung erhielt. Er war auch Chef des Grosshandlungshauses Fries & Comp., dem er als Bankdirector vorstand. Eine plötzliche Geldkrise 1822 machte grössere Speculationen nöthig, die aber fehlschlügen und den Zusammensturz des Hauses unaufhaltbar herbeiführten. Aller Mittel beraubt, flüchtete er mit Zurücklassung aller seiner Schätze in die Schweiz, wo er arm, verlassen und ungekannt im Jahre 1825 starb. Seine kostbaren Sammlungen aber wurden in den Jahren 1826 und 1827 öffentlich veräussert, wobei der werthvollste Theil der Kupferstiche (italienische und holländische Schule) in Amsterdam zum Verkaufe gelangte. So endete ein Werk, auf das man so viele Mühe und Kosten gewendet, so endete ein edles Menschenleben, das berufen war, die ruhmvolle Laufbahn glänzend zu beschliessen, und die Ironie des Schicksals lässt uns nicht einmal den einen Trost, diese Kunstschatze dem Vaterlande erhalten zu wissen.

Die Kunstschatze des Grafen Moriz Fries.

Von den vielen im Fries'schen Palais bis zum Jahre 1826 aufgespeicherten Kunstschatzen war besonders die Sammlung von alten Kupferstichen und Handzeichnungen ausgezeichnet. Sie bestand aus mehr als 100.000 Stücken und war im Erdgeschosse (vom Thoreingang links) untergebracht. ¹⁾

Nicht minder nennenswerth ist die Gemäldesammlung aus 300 kostbaren Stücken, die im ersten Stocke aufgestellt war; sie enthielt Prachtwerke, die als Perlen jeder Gallerie betrachtet werden können. ²⁾

Die Büchersammlung bestand aus 16.000 Bänden, grösstentheils Bibliothekstücke und Prachtwerke, die gehörig verzeichnet und systematisch geordnet im zweiten Stockwerke untergebracht und für Jedermann zugänglich waren. ³⁾

Endlich auch eine kostbare Sammlung von Mineralien in grösserem Format, welche als einer der merkwürdigsten Beiträge für die Vergleichung des unentwickelten Zustandes der damaligen mineralogischen Wissenschaft mit dem jetzigen mächtigen Fortschritt derselben betrachtet werden kann. ⁴⁾

¹⁾ Die merkwürdigsten Stücke waren hier: Eine kostbare Federzeichnung, eine Grablegung von Raphael; eine Madonna, Christus und Johannes von A. Carracci, mit Rothstein gezeichnet; Originalentwürfe von Guercino, Claude etc.; Viehgruppen von H. Roos; herrliche Sepiazeichnungen von Girgenti; vor Allem aber die bekannten, uns Wiener am meisten interessirenden Entwürfe Füger's zu Klopstock's „Messiade“, auf blauem Papier entworfen.

²⁾ Die wichtigsten Gemälde waren: Ein A. Dürer, die sterbende Maria von Burgund; der todte Christus von van Dyk; ein Schlachtstück von Wouwermans; Madonna mit dem Kinde von Andreas del Sarto; Guido Reni's berühmter Amor; die heilige Familie von Parmeggiano; *Madonna velata* von Sassoferrato; ein Sonnenuntergang von Saftleven; eine Landschaft von Poussin; Vertumnus und Pomona von Rembrandt; Aurora und Cephalus von Albani; Christus und die Samariterin von Hannibal Carracci; ein köstliches Porträt der Königin Johanna von Aragonien von Raphael und viele andere Prachtwerke von Mengs, Füger, Schönberger etc.

³⁾ Unter diesen Bücherschatzen befand sich auch Macklin's Bibel, die Werke von Shakespeare in der ersten Original-Ausgabe. Zu den typographischen Seltenheiten gehörte auch ein Exemplar der Prachtausgabe von Uzen's Werken, zwei Bände auf Pergament aus Degen's Officin. Am reichsten versehen war die Bibliothek mit kostbaren artistischen und naturhistorischen Büchern, dann mit seltenen Classiker-Ausgaben und ausführlichen zahlreichen Reisebeschreibungen.

⁴⁾ So z. B. befand sich auch unter den Mineralien eine reichhaltige Sammlung von seltenen Stufen von braunem Eisenrahm aus dem Banat, strahligem Bleiglanz von Mies, krystallisirtem Glaserz von Joachimsthal, ausserdem eine reiche Anzahl von Stufen von Schweizer Gebirgsarten aus einer Sammlung von Krystallmodellen von dem Mineralogen Haug in Paris.

Ueberdies besass Fries noch eine grosse Sammlung griechischer und römischer Münzen, sowie auch ein ansehnliches Museum von Gegenständen älterer und neuerer Sculpturen- und Bronzearbeiten. In dieser Abtheilung befand sich auch die berühmte lebensgrosse Gruppe „Theseus auf dem erschlagenen Minotaurus“ von Canova (aus carrarischem Marmor), das erste Werk, womit sich der berühmte Künstler in Europa einfuhrte und über Nacht zum grossen Manne machte. Raphael Morghen stach die Gruppe in Kupfer, wovon Graf Fries die Platte besass. Als Curiosum ist schliesslich noch zu bemerken, dass Fries auch eine grosse Sammlung von Porträts und Materialien besass, die Lavater zu seinen physiognomischen Werken benützte, und die der Graf von dessen Familie erkaufte hatte, und dass sich zu Ende der Zwanzigerjahre im Erdgeschosse rechts das Corti'sche Kaffeehaus und links die Niederlage der k. k. Porzellanfabrik, die später in die Schauflergasse übersiedelte, befand.

Das gräflich Palffy'sche Palais Nr. 1056 (neu 6).

Mit Ende des XV. Jahrhunderts befand sich in diesem Hause noch die „nieder-österreichische Canczley“, welche zwei Jahrhunderte früher aus der „Roth“ (Rath, jetzt Bräunerstrasse genannt) hieher versetzt worden war. Noch auf Hirschvogel's Vogelperspectivplan ist das Haus als „Nieder-österreichische Canczley“ bezeichnet. Im Jahre 1547 gehörte dies Haus dem Fürsten Kinsky, 1573 dem Rudolf Khuen von Belázy, Freiherrn von Lambach. Er erbaute dieses Haus vom Grund aus neu und vergrösserte es durch Zukauf zweier Bürgerhäuser und eines Theils des Salmischen Hauses und errang sich unterm 22. September 1578 vom Kaiser Rudolf II. die gänzliche Befreiung von Abgaben für sein Haus als ständisches, adeliges Freihaus. Er starb hier am 27. Juni 1581. Durch seine Enkelin Maria gelangte das Gebäude in den Besitz der Familie Palffy und wurde im Jahre 1684 zum Majoratshause mit der testamentarischen Bestimmung erhoben, dass dasselbe nach dem Aussterben des Niclas Palffy'schen Mannsstammes zu einer Stiftung für 15 adelige Wittwen zu verwenden sei. Zuletzt kam A. Fürst Palffy von Erdöd an die Gewähr.

Die k. k. Winterreitschule.

Auch mit diesem Bauwerke kommt das grosse Talent unseres genialen Fischer von Erlach so recht wirksam zum Ausdrucke. Schon die Aussenseite dieses Gebäudes, das mit seiner Hauptfront der Michaelerkirche zugekehrt ist, macht auf den Beschauer einen wahrhaft grossartigen und würdigen Eindruck. Das Ganze bildet, wie *Figur 89* zeigt, ein längliches Viereck, dessen eine Schmalseite am Giebel mit einer schönen Kuppel und fünf prunkvollen Aufsätzen mit Kriegstrophäen, und dessen Langseite mit hohen, zwischen grossen Bogenfenstern gestellten korinthischen Säulen reich verziert ist.

Die durchwegs schöngegliederte Architektur drückt dem Ganzen unverkennbar den Stempel einer edlen Geschmacksrichtung auf, wie sie zu der Zeit der Spätrenaissance vorherrschte.

Das Gebäude, welches im Rücken an die alte Burg angebaut ist, brachte Fischer von Erlach in der Zeit von 1729 bis 1735 zu Stande; es wird für die schönste Reitschule in ganz Europa gehalten. Die ausserordentlich hohen Innenräume sind von einer herrlichen, bequemen Gallerie umgeben, die rings um den Reitplatz läuft, und mit schönen Steingeländern geziert, auf 46 Säulen ruht. An der rückwärtigen Schmalseite ist eine für den kaiserlichen Hof bestimmte Loge und ein colossales Reiterbild Carls VI. angebracht. Die Räume sind so gross, dass sie über viertausend Menschen fassen.

Schon häufig war dieses ausgezeichnete Gebäude der Schauplatz glänzender Feste und Versammlungen, so z. B. das Carroussel am 2. Jänner 1743. Die Veranlassung dazu, gab die glückliche Wiedereinnahme Prags, welches General Belleisle mit seinen 14.000 Franzosen lange genug besetzt hielt. Maria Theresia wollte diesen für sie so wichtigen Sieg durch ein ebenso merk-

würdiges als originelles Fest verherrlichen; sie ordnete also ein Carroussel an, welches aber nur von Damen höchsten Ranges ausgeführt wurde und aus acht reitenden und eben so viel fahrenden Quadrillen bestand. Die Damen waren alle als Amazonen gekleidet; die leichtgeschürzten Gewänder, die kleinen casquetförmigen Helme, der leuchtende Farbensmuck der Federn und Edelsteine bei so viel Liebreiz und Anmuth, wie musste dies Alles bezaubernd auf die Zuschauer gewirkt haben? Die jugendlich blühende Kaiserin selbst führte zu Pferde die reitende Quadrille, und zum Schlusse wurden von männlichen Kampfrichtern die Preise vertheilt, die sich die Damen mit Lanze, Pistole und Degen erkämpften; es waren nämlich Türkenköpfe aufgestellt, nach welchen man zielte, und diejenige unter den Damen, welche die meisten Köpfe traf, bekam den Preis, bestehend aus kostbaren Toilettestücken. Die Personen der ersten Quadrille zu Pferde bestanden aus der Kaiserin, der Gräfin Niklas Palffy, der Gräfin Leopold Kinsky und der Hofdame Comtesse Proskau. Die Farbe dieser Quadrille war Purpur mit Goldstickerei und goldenen Tressen; ebenso waren die Satteldecken und die Zäumung der Pferde gefärbt. Die Personen der zweiten Quadrille zu Pferde waren die verwitwete Gräfin Nostiz, Hofdame Comtesse Wurmbrand, Gräfin Niklas Eszterhazy und Baronesse Hager. Das Costüm war in weissem Droguet und rothem *Gros de Tours* mit Goldstickerei, die Pferde waren ebenso decorirt. Die erste Quadrille zu Wagen bestand aus der jungen Erzherzogin Maria Anna, der Fürstin Lobkowitz, der Gräfin Loschi und Gräfin Cobenzl, gefahren von dem Prinzen von Sachsen-Hildburgshausen, Grafen Niklas Palffy, Freiherrn von Hager und Grafen Kinsky. Das Costüm war ponceaurother Sammt und weisser Atlas mit Silberstickerei und silbernen Tressen, so auch die Decorirung des Wagens und Gespanns. Die zweite Wagenquadrille bildeten die Fürstinnen Auersperg und Eszterhazy, die Gräfin Kollonitz, die Gräfin Mich. Joh. Althan, gefahren von den Grafen Colloredo, Loschi, Königl und dem Oberststallmeister Fürsten Auersperg. Die Roben waren blauer Sammt mit Silberstickerei, so auch die Ausschmückung der Wagen und Pferde. Am rückwärtigen Ende präsidirte die verwitwete Kaiserin-Mutter mit den Turnierpreisen, welche auf drei Tischen aufgestellt waren.

Die Namen der Preisrichter, die Preise und die Art und Weise ihrer Vertheilung wurden durch ein besonderes gedrucktes Verzeichniss bekanntgegeben.¹⁾

Nach zweistündiger Production war Alles beendet, und damit sich die lieben Wiener auch an der Pracht dieses seltenen und abenteuerlichen Schauspieles ergötzen mögen, ordnete die Kaiserin an, dass sämtliche Heldinnen mit ihren Paladinen zu Pferde und in ihren Phaëtons und Costümen in der Reihenfolge, wie sie gekämpft, von ihr selbst geführt, sich durch die Dorotheergasse über den Graben und Kohlmarkt in die Burg zurückbegeben sollten, worauf eine öffentliche Tafel und zuletzt ein herrliches Ballfest diese pittoreske Festlichkeit schloss. Noch lange blieb den Wienern dieser romantische Amazonenaufzug im Gedächtnis, der noch überdies durch das freundlichste Wetter begünstigt war.

Auch Kaiser Franz I. veranstaltete seinen hohen Gästen zu Ehren beim Congresse im Jahre 1814 in den prachtvoll decorirten Räumen der Winterreitschule ein herrliches Fest. Am 2. October nämlich, als bereits sämtliche gekrönten Häupter in Wien versammelt waren, gab der

¹⁾ Die Preise für die Quadrille zu Pferde waren: Mit der Lanze: ein in Gold gefasstes, mit Brillanten besetztes Besteck von Bergkrystal, diesen Preis gewann Maria Theresia selbst, trat ihn aber der Gräfin Palffy ab, die an Geschicklichkeit der Kaiserin am nächsten kam; mit der Pistole: zwei kostbare Brillantringe, gewonnen von der Comtesse Wurmbrand; mit dem Degen: zwei Ohrgehänge von Brillanten, erkämpft von der Baronesse Hager. Für die Wagenquadrille: Mit der Lanze: sechs indische Becher mit Untertassen, Siegerin die Gräfin Althan; mit der Pistole: sechs goldeingelegte Porzellanbecher auf einer indischen Tasse, Siegerin die Gräfin Kollonitz; mit dem Degen: ein Paar brillante Schuhschnallen in einer grossen goldenen Dose, Siegerin die Erzherzogin Maria Anna. Uebrigens beschenkte Maria Theresia auch die Cavaliere und jene Damen, denen keine Preise zugefallen waren, grossmüthig mit kostbaren Gaben. Die Preisrichter waren: Obersthofmeister Graf Zinzendorf, Fürst Lamberg als Oberststallmeister der Kaiserin-Mutter, Feldmarschall und Obersthofmeister Graf Königsegg, Obersthofkanzler Graf Uhlfeld, Landmarschall Graf Khevenhüller und endlich Obersthofmarschall Graf Sereni.

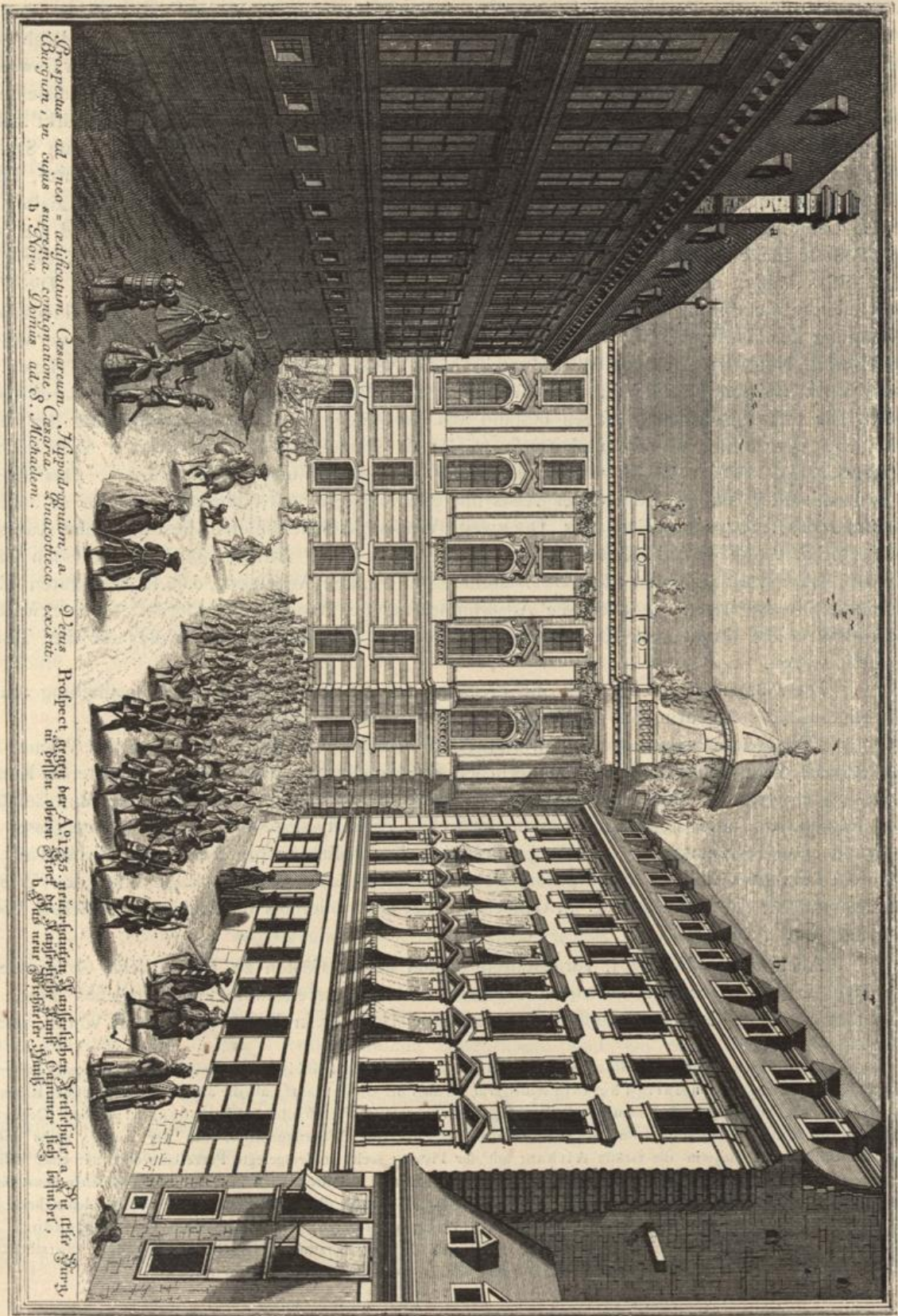


Fig. 89.

Die k. k. Winterreitschule im Jahre 1735; links die kais. Kunsstkammer, rechts das neue Michaelerhaus.

Kaiser in den neu verzierten Redoutensälen eine grosse Hofredoute; weil aber die Räume der Redoutensäle die 10.000 geladenen Gäste nicht fassen konnten, wurde die Winterreitschule in einen herrlichen Saal umgewandelt, ein Strahlenmeer strömte von Lustres und Lampions hernieder, und die Räume waren mit heraldischem Schmuck, mit Wappen und Emblemen, mit Blumen und Garten-
gewächsen feenhaft herausgeputzt und zugleich mit den Redoutensälen in Verbindung gesetzt.

So wogten in blendendem Prunk Könige, Fürsten, Diplomaten und Strategen durcheinander, hier im tollen Zauberspuk des glänzenden Festes freundlich vereint, um sich gleich darauf in den Congressstagen, ihrem kleinlichen Privatinteresse fröhnend, ebenso bitter zu befehlen.

Auch am 9. October war dieselbe Winterreitschule der Schauplatz eines herrlichen Festes. Der Kaiser gab seinen Gästen einen *bal paré*, wobei 4000 Gäste geladen waren. Die Räume glichen diesmal einem herrlichen Garten, die Wände waren mit mächtigen Palmen und Farrenkräutern bis an die Decke geschmückt, zu beiden Seiten war eine Allee von Orangenbäumen aufgestellt, und während früher das Lichtmeer zwischen steifen Wappen und Schildern die Gäste durch seine unerträgliche Hitze fast erdrückte, spendete jetzt das frische Blättergrün duftende und labende Kühle.

Am 23. November veranstaltete Kaiser Franz eben dort zu Ehren der fremden Gäste ein Carroussel von 24 Rittern, das mit einem Contretanz schloss. Herren und Damen, nur Sprossen des höchsten Adels, glänzten diesmal in streng historischer Rittertracht; es war, als ob man fünfhundert Jahre zurück versetzt wäre, in die Welt der Ritterzeit, in die lieblichen Tage der Minnesänger und Troubadours. Nach dieser Production wurden die Ritterfräulein sittiglichst von ihren Rittern in den kleinen Redoutensaal geführt, wo eine glänzende Abendtafel mit trefflichen Speisen und blinkenden Humpen ihrer harrete. Während des Soupers versammelten sich im grossen Redoutensale die geladenen maskirten Gäste zu einem Maskenballe; ihre Zahl betrug diesmal dritthalbtausend; alles was an Reichthum und Schönheit der Masken aufgeboten werden konnte, war hier versammelt.

Am 29. November aber ergötzte in diesen der Freude geweihten Hallen ein Hochgenuss anderer Art die hohen Gäste. Es war dies ein Monstreconcert, componirt und dirigirt von dem damals im Zenithe seines Ruhmes stehenden Beethoven. Tausend Musiker gehorchten jetzt seinem Tactschlage, der sich leidenschaftlich und oft maasslos bewegte und Zeugnis gab von der geheimen Lohe, welche die Brust des unsterblichen Meisters durchglühte und durchwühlte. Zeitgenossen erzählen, Beethoven war damals blass und aufgereggt, er war unzufrieden mit den Leistungen der Musikprobe; kraus und wüst umflatterte das schwarze Haar die hohe Denkerstirne, nachlässig war das Halstuch um seinen Hals geschlungen und die dunkeln grossen Augen stachen seltsam aus dem Kopfe hervor, sein finsterer Blick aber war nur auf die Noten geheftet, und kein Lächeln umspielte den Mund. Er dirigirte zum ersten Male „Die Schlacht von Vittoria“, ein Werk, das er erst kürzlich fertiggemacht. Dem Concerte wurde auch eine Cantate eingelegt: „Der glorreiche Augenblick.“ Lautlos lauschte die Zuhörerschaft den bald sanft aushauchenden, bald stürmisch aufbrausenden Tönen, plötzlich aber wie mit einem Zauberschlage brach der Beifallssturm los, als die Worte ertönten:

„Was nur die Erde Hoh' und Hehres hat,
In meinen Mauern hat es sich versammelt.“

Die Anwesenden wurden von der Macht der Töne so gewaltsam mit fortgerissen, dass trotz der Anwesenheit der hohen Gäste unter minutenlangem Beifallsklatschen einige Stellen wiederholt werden mussten, und trotz einer zweistündigen Production hatte es Niemand gewagt, den Saal vor Beendigung des Concertes zu verlassen.

Seit dem wiederholten sich in der Winterreitschule oftmals die Monstreconcerte, die bei der zunehmenden musikalischen Bildung der Wiener immer grossartiger und massenhafter auftraten, so dass nicht selten sogar 2000 und noch mehr Musiker in Vocal- und Instrumentalvorträgen sich

hier hören liessen. Der Umfang des Werkes gestattet es jedoch nicht, in diese einzelnen Productionen einzugehen.

Ich will daher nur noch zum Schlusse bemerken, dass am 1. December 1814 das Carroussel zu Ehren des Kaisers Alexander von Russland wiederholt werden musste, weil er damals krankheitshalber der ersten Production beizuwohnen verhindert war. Nach der Vorstellung zogen sich die hohen Herrschaften mit den Damen und Rittern des Carroussels wieder in die Appartements der Hofburg zurück, wo im Ceremoniensale ein grossartiges Souper auf fünfzehn Tafeln ihrer wartete. Obenan stand die Hoftafel, mit goldenem Service gedeckt, an welchem nur die Monarchen und ihre Gemahlinnen sich niederliessen; zu beiden Seiten des Saals standen fünf andere Tafeln, an denen die Erzherzoge und die obersten Hofämter die Honneurs machten, und in der Mitte des Saals wieder vier Tafeln, an denen die Ritter des Carroussels mit ihren Damen speisten, bis sich erst gegen Mitternacht die Gesellschaft trennte.

Das Hofleben in der Burg und die historischen Vorfälle daselbst.

Es ist nicht zu leugnen, dass das Hofleben unserer Regenten, die am Hofe jedesmal herrschende Sitte und ihre wechselnden Ceremonien und Feste als ein getreues Spiegelbild unserer Zeit, als ein getreuer Widerschein der herrschenden Geistesströmungen betrachtet werden können, die daher zweifellos auch auf das Culturleben unseres Volkes beleuchtend und erklärend zu wirken vermögen.

Ich will daher einige der interessantesten Momente aus dem Hofleben unserer Regentenfamilien hervorheben und meinen Lesern in kurzen Umrissen schildern.

Der innere Burghof war schon oft der Schauplatz prächtiger Ritterspiele gewesen, zumal in den Zeiten Ferdinands I., wo man den persönlichen Muth, die männliche Tapferkeit und Entschlossenheit hoch hielt, wo im Volke der Glaube an ritterliche Ehre und ritterlichen Handschlag unerschütterlich fest wurzelte. Es ist daher nicht zu wundern, dass Ferdinand I. bei Gelegenheit der Ankunft des Herzogs Albrecht von Baiern, Schwiegersohnes des Kaisers, ein glänzendes Turnier auf dem innern Burghofe (heute Franzensplatz) veranstaltete. Dasselbe fand am 12. Juni 1560 statt und bestand in der Bestürmung einer künstlichen Stadt und Festung.

Das erste grosse Turnier wurde zu Fuss in zehn Abtheilungen oder Parteien von kostbar in verschiedene Farben gekleideten Rittern abgehalten. Es glänzten die Waffen, die Rüstungen und die kostbaren Kopfschilde, es leuchteten die buntfarbigen Federbüsche über den Häuptern empor. Das Einbrechen und Aneinanderschlagen der Ritter, das Zerbrechen der Speere und die wuchtigen Schwerthiebe glichen Donner und Blitz. Zweifache Stärke musste der Ritter haben, um im Felde mehr leisten und ertragen zu können als der Knappe und Reisige, daher war auch ihm allein die Ehre vergönnt, Gold zu tragen, von Gold waren seine Ketten, und an den goldenen Sporen erkannte man den Ritter, aber mitten im Kampfgewühle trieb sich der Spassmacher umher, verkehrt auf einem mit Hose und Wamms bekleideten Esel reitend.

Am 17. Juni 1560 hatte auf dem Burgplatze abermals ein prachtvolles Turnier stattgefunden, doch diesmal zu Pferde, wobei auch gleichzeitig eine allegorische Vorstellung von dem Siege der Liebe vorkam und allerlei Preise vertheilt wurden. Diese Vorstellung war im Geschmacke der Zeit, wiewohl etwas derb mit allerlei Anspielungen ausgeschmückt. Der arge Schalk „Cupido“ sollte nämlich für seine vielfachen Schelmenstreiche gehenkt werden, wurde jedoch, wie es nur recht und billig ist, von dem „**Srawenzimer**“ in Schutz genommen und gerettet, worauf zum Schlusse ein herrliches Feuerwerk abgebrannt wurde.¹⁾

¹⁾ Diese Festlichkeit wurde in einem eigenen **Turnierbuch** von dem kaiserlichen Herold **Hans von Francolin** durch acht grosse Kupferstiche verewigt, deren zwei **Hans Lautensack** lieferte. In diesem Turnierbuche lautet die betreffende Originalstelle wörtlich: „Der Cupido ist gewesen ein schöner Knab von zehn Jarn, der ging in leibfarben Taffat, welcher dazu

Auch im Jahre 1666 fand ein ähnliches Fest auf dem Burgplatze zur Vermählungsfeier Kaiser Leopolds I. mit der Prinzessin Margaretha von Spanien statt. Es zeigte so recht deutlich die Umständlichkeit und Schwerfälligkeit des herrschenden Zeitgeschmackes. Auf dem Platze war eine eigene, zwei Stockwerke hohe Gallerie ringsum aufgerichtet. Der Mummenschanz stellte allegorisch den Streit der Luft und des Wassers um den Vorzug in der Erzeugung der Perle vor. Die vier Elemente erschienen personificirt, die Luft als ein Wolkenwagen, auf dem „Juno“ thronte, das Feuer als ein zerklüfteter Berg mit „Vulkan“ und „Cyklopen“, das Wasser stellte ein Becken mit Tritonen vor, in der Mitte „Neptun“ auf einem Throne mit Meerrossen, und die Erde wurde durch einen Lustgarten mit der Statue „Flora's“ dargestellt. In der Mitte des Burgplatzes erschien auf künstlichen Wellen das Schiff „Argo“, reich geschmückt und mit einer zahlreichen Musikbande besetzt. Jedes Element hatte eine Anzahl Ritter zu Begleitern, kostbar in verschiedene Farben gekleidet, welche, als die Götter und die Sänger auf dem Schiffe bei einer Gesangsproduction über die Perle durchaus nicht in's Reine kamen, ein Kampfspiel anhuben und den Platz fechtend nach allen Richtungen durcheilten. Endlich wurden vom Amalienhofe Trompetenstösse vernommen, die Wolken vor demselben zertheilten sich, und man erblickte den Tempel der Unsterblichkeit mit Säulen, Trophäen und den Statuen aller olympischen Götter. Aus demselben bewegte sich ein neuer prachtvoller Zug, zuerst der Triumphwagen des Ruhmes und hierauf die Genien der österreichischen Herrscher zu Pferde, wobei Kaiser Leopold I. seinen eigenen Genius vorstellte, mit einer grossen Anzahl von Begleitern zu Pferde und zu Fuss. Der Ruhm verkündete nun, dass die Perle (Margarita, als Anspielung auf die kaiserliche Braut) Leopold als Lohn seiner Tugend zu Theil geworden sei, worauf ein Reitertanz, an dem Leopold und alle Ritter theilnahmen, die Festlichkeit beschloss. Ueber tausend Personen, darunter bei zweihundert Musiker und achtzig Reiter, wirkten bei diesem prachtvollen Feste mit.

Endlich muss der grossartigen Serenade erwähnt werden, welche am 28. Februar 1699 bei der Vermählung des römischen Königs Josef (als Kaiser I.) mit der Prinzessin Amalie Wilhelmine von Hannover aufgeführt wurde. Es erschienen drei Triumphwagen von ausgezeichneter Pracht und Grösse, auf welchen sich „Hymen“ mit einer grossen Anzahl von Göttern und allegorischen Personen befand, in Begleitung von fünf kleinen Wagen, mit Musikern und Sängern besetzt, von einer grossen Menge Gefolges zu Fuss umgeben. Bemerkenswerth ist, dass die darunter befindliche Schaar von Dichtern und Dichterinnen, welche die Begleitung „Apollos“ bildeten, durchaus aus Personen bestand, welche sich damals wirklich durch poetische Arbeiten ausgezeichnet hatten. Der Zug umkreiste den Burgplatz und stellte sich in dessen Mitte auf, worauf unter Fackelschein ein Concert begann, „*Le triomphant hyménée*“ betitelt, welches volle drei Stunden währte.

Das Hofleben unter Leopold I.

Ganz eigenthümlich gestaltete sich das Hofleben am Hofe Leopolds I. in der Zeit von 1657 bis 1705; das prunkende Ceremoniel, die steife Hofetiquette stand in höchster Blüthe, aber auch die Frömmigkeit und die gezielte, umständliche Weitschweifigkeit gehörten zum guten Tone, drückten dem öffentlichen Leben den Stempel auf und bürgerten sich in allen Kreisen ein. Die prunkhafte Umständlichkeit des lästigen Hofceremoniels kam am deutlichsten bei den Ausfahrten des Kaisers zum

gerichtet und gemalt gewesen, also sauber, daß niemant andres gemeindt, denn er wäre natthet, vnd die augen waren im verbunden mit einem weissen schleiertuch, hat auch an den rutben gar schöne weiße stügl, welche federn mit goldt geschmückt waren, in den handen trug er ein handtyogen und etlich pfeylt; also hat in der henther oder schalkhsnarr hin und her geführt in dem Srawenzimer vnd jem, dem Cupido süer vnd süer mit seinen riemen vnd strickben getrot, er will in hentben, wofern jem das Srawenzimer nicht zu hilf thomme, was dem auch zum allseitigen Troste geschah.“ Francolin erzählt nun weiter, wie noch ein Bankett und die Vertheilung der Turnierpreise folgte, wobei der sieghafte Ritter aus den Händen seiner Dame den Preis, in einem Kleinod bestehend, erhielt und setzt noch weiter hinzu: „welchen Preis er auch mit gedübrender Danksagung empfangen, der Jungfrawen wieder geschentht, sie gehalten vnd dann zum Danz geführt.“

Vorschein. Nur langsam bewegte sich jedesmal der grosse, von Gold strotzende, schwerfällige kaiserliche Leibwagen von der Stelle, ¹⁾ denn es mussten ihn rechts und links zur Seite die Hoftrabanten zu Fuss und die Leibwache zu Pferde begleiten, und mehr als zwanzig Wagen folgten dem Zuge nebst einer Menge von Läufern und Pagen. Auch die Minister gaben dem Kaiser das Geleite, und dies Alles selbst bei schlechter Jahreszeit in spanischem Costüm. Erst ausserhalb der Stadt durften sie sich zu ihm in den Wagen setzen.

Die bigotte bis an Fanatismus streifende Frömmigkeit des Kaisers theilte sich auch den übrigen Hofkreisen mit und wirkte auf das Volk zurück; Leopold I. hörte dreimal im Tage die Messe und liess sich während dieser vorgeschriebenen Zeit selbst bei den wichtigsten Staatsgeschäften hiebei nicht stören. Sein Beichtvater, ein Jesuit, hatte jederzeit zu ihm freien Zutritt. Die öffentlichen Processionen und Andachtsübungen nahmen einen unerhörten Aufschwung, so zählte man z. B. im Jahre 1702 in der Zeit vom April bis November sechzig Wallfahrten; der Kaiser selbst nahm alljährlich an der Mariazeller Wallfahrt und an jener auf den Kalvarienberg ausserhalb der Hernalser-Linie Theil und liess sich in die Bruderschaft „der heiligen Dreifaltigkeit“, welche von Papst Innocenz XI. im Jahre 1677 bestätigt wurde, als Mitglied einschreiben. Bis zum Jahre 1705 zählte Wien 103 solche Bruder- und Erz-Bruderschaften, welche keine andere Aufgabe hatten, als den Geist des Katholicismus in alle Kreise zu verpflanzen.

Das Urkundenbuch der allerheiligsten Erzbruderschaft „zur heiligen Dreifaltigkeit“ ist im St. Peter-Pfarrarchive noch heute aufbewahrt ²⁾ und sagt über den Zweck derselben Folgendes: „Zu merken vnd zu wissen ist, daß diese hochlöbliche Erzbruderschaft anders nichts sey, als Eine versammlung viller Menschen, die sich auff eine sonderbar weiß verpflichten, denen englischen Gästen im Himmel hierin nachzurathen, vnd stets theils in dem Herzen, theils in dem Mund die Allerheiligste Dreifaltigkeit zu ehren, zu loben und zu preißen.“

Aber auch die Gesuchtheit und Gespreiztheit des Kaisers waren ein stehender Charakterzug, der sich auch den übrigen Hofkreisen mittheilte und sich in den Künsten und Wissenschaften mit tausendfältigen Reflexen widerspiegelte. Das Zopfthum in der Malerei und Sculptur, in der Architektur, in der Amtssprache, der Musik und Dichtkunst und die vielen allegorischen Festlichkeiten waren der getreue Widerschein dieses Zeitgeschmackes, und überall finden wir das Gesuchte und Geschraubte wieder.

Es war z. B. eine Lieblingsbeschäftigung des Kaisers, in den diplomatischen Noten, die damals noch in lateinischer Sprache abgefasst wurden, alle lateinischen Fehler, die darin vorkamen, eigenhändig auszubessern, und er wurde nicht müde, solche lateinische Schnitzer, wie er sie nannte, aufzusuchen und sich darüber oft stundenlang zu unterhalten.

Seine gelehrte Pedanterie und bewunderungswürdige Geduld zeigte sich auch in andern Dingen, so z. B. fand sich nach seinem Tode ein Kalender vor, in welchen er immer mit minutiöser Genauigkeit die Ducaten verzeichnete, die er im Kartenspiele (Écarté) täglich verlor. Mit derselben gewissenhaften Genauigkeit vertiefte er sich auch in die Schwierigkeiten der Compositionslehre, in den Generalbass und den Contrapunkt. Er componirte geistliche und weltliche Lieder, und wir müssen seine Ausdauer bewundern, wenn wir hören, dass er allein 300 Motette componirte und mit eigener Hand niederschrieb. Diese kostbare originelle Handschrift befindet sich noch heute im Rudolfinischen Museum in der Akademie der Gesellschaft der Musikfreunde zu Wien (ein altherwürdiges Geschenk des längst verstorbenen Erzherzogs Rudolf). Er componirte auch mehrere

¹⁾ Für gewöhnlich fuhr Leopold in einem Staatswagen, der mit rothem Juchten ausgefüllt und mit gelben Nägeln ausgeschlagen war, die Fenster waren aus Krystall, weswegen bei seiner Ankunft die Einwohner Wiens ehrerbietig mit dem Ausrufe auf die Seite traten: „Da kommt der Krystallwagen.“

²⁾ Vide: „Geschichte der Pfarrkirchen in Wien“ von Albert Wiesinger, Curat-Beneficiaten bei St. Peter, Seite 104. Wien, 1876.

Opern, die bei Hoffesten zur Aufführung kamen, ja er wirkte sogar gelegentlich bei Hofconcerten selbst mit.

Er hielt auch zwei Hofzwerge und einen Hofnarren, dem er aber „bei Familientrauer sich jedes Scherzes zu enthalten ernstiglichst befahl“, wie eine eigene Verordnung lautete.

Doch den grössten Einfluss auf das gesammte Hofleben übte wohl das spanische Element, welches unter Kaiser Leopold am stärksten zur Geltung kam. Der Kaiser selbst liebte die spanische Sitte, daher auch das ganze Cermoniel bei Hof nach spanischem Zuschnitt und Muster auf das Aengstlichste geübt werden musste. Spanische Tracht und spanische Mode waren an der Tagesordnung. Man lauschte verliebten spanischen Romanzen und überschwenglichen Liebesliedern, man verschrieb sich italienische und spanische Dichter, Sänger und Vorleser und vernachlässigte dabei die eigene Muttersprache. Der spanische Einfluss machte sich aber auch auf die Politik zum Nachtheile Oesterreichs geltend,¹⁾ denn gerade der spanische Gesandte war es, der den Kaiser glauben machte, Oesterreich müsse seine ganze Streitmacht an die spanische Grenze werfen, angeblich, um die Erblande vor der Raubgier Frankreichs zu retten, in Wirklichkeit aber, um die eigenen (spanischen) Grenzen vor französischen Eroberungsgelüsten zu bewahren. Die Folgen dieses unverzeihlichen Irrthums liessen nicht lange auf sich warten, denn als im Jahre 1683 die türkischen Schaaren über Raab bis Wien vordrangen, war so wenig Militär vorhanden, dass nicht einmal die Posten besetzt werden konnten.

Leopold I. war ein kleines, unansehnliches Männchen mit matten Blick und wankendem Gange, begabt mit vielen Tugenden eines Privatmannes, aber mit wenigen eines Regenten. In seinen blassen Gesichtszügen lag etwas Stolzes, Finsteres, Zurückschreckendes. Die dichten Augenbrauen, die unschön hervorragende Unterlippe, das spitze, vordrängende Kinn, sowie die ungeheuer aufgethürmte Allongeperrücke erhöhten diesen unsympathischen Ausdruck.²⁾ Seine Zeitgenossen schilderten ihn als ruhelielbend, bigott, vergnügungssüchtig, prachtliebend und als einen Freund des Theaters und der Gelehrsamkeit. Nach Fürst Lobkowitz', seines ersten Ministers, Sturze (1670) bestand er mit aller Hartnäckigkeit darauf, wie Ludwig XIV. selbst erster Minister im Staate zu sein, aber seine Fähigkeiten reichten nicht aus, und statt seine Minister zu lenken, wurde er fast immer selbst von ihnen geleitet und — missleitet. Sie waren fast Alle die gewissenlosen Diener eines lässigen Herrn.

So z. B. hatten Erzbischof Lippai von Gran, Palatin Franz Graf Wesselény, der oberste Land- und Hofrichter, Graf Nadasdy und der Ban von Croatien Peter Graf Zrinyi mit dessen Schwager Stefan Tököly, Niklas Bethlen und Graf Tattenbach schon im Sommer des Jahres 1665 eine Verschwörung angezettelt, die auf die Losreissung ganz Ungarns von Oesterreich berechnet war, und erst drei Jahre später gelangte Leopold I. durch einen Zufall (durch Verrath eines griechischen Dolmetsches) zur Kenntnis, als es fast zu spät war. Noch schlimmer stand es mit den Reichsfinanzen. Die Einkünfte des Staates waren damals auf 120 Millionen ange-

¹⁾ Des Kaisers zweite Gemahlin Margaretha war eine spanische Prinzessin, und die Wiener nannten sie „die kleine Spanierin“. Auch war es dem Einflusse Leopolds zuzuschreiben, dass der spanische Franziskaner Spinola als Bischof nach Prag berufen wurde.

²⁾ Das beste Porträt Kaiser Leopolds I. stammt von Christof Lauch und zeigt den Kaiser lebensgross in dem mehr als reich mit Gold gestickten spanischen Galagewande als Stifter der Akademie der bildenden Künste. Das Bild, 211 Centimeter hoch und 127 Centimeter breit, befindet sich gegenwärtig im Stadtmagistrat und ist dessen Eigenthum; es rührt aus der Zeit zwischen 1690 bis 1695. Lauch war damals kaiserlicher Gallerie-Inspector, und er, der berühmte Kammermaler der Kaiserin Eleonore hatte als solcher oft Gelegenheit den Monarchen in der Nähe zu sehen und seine Züge zu studiren. Er war 1647 geboren und starb 1730. Der Ausdruck des Gesichts gehört offenbar einem Menschen an, der, von Sorgen gedrückt, den Blick nach einer besseren Zukunft spähend wendet. Das Auge ist matt und wie in Nachdenken versunken. Die kleinen, schwächtigen, wenig bewegten Gesichtszüge werden durch die übergrosse Allongeperrücke noch kleiner und die unproportionirt hervortretende Unterlippe und das Kinn durch den Ernst der Miene noch augenfälliger.

schlagen, und kaum die Hälfte gelangte in die Staatscassa. Die Defraudationen wurden auf das Schamloseste betrieben, und der Leiter der Finanzen, der Hofkammer-Präsident Graf Sinzendorf, ging hierin mit gutem Beispiele voran. Er trieb es so arg, dass er im Jahre 1680 strafgerichtlich verurtheilt werden musste.¹⁾

Der finanzielle Nothstand des Staates stieg immer höher, und es traf sich manchesmal, dass der Staatssäckel ganz leer war und die Couriere nicht entsendet werden konnten, ja einmal sogar die eigenen Hofkammer-Musici sich in Gegenwart des Kaisers entschieden weigerten, die vorgeschriebenen Musikstücke abzuspielen; in der Zeit von 1676 bis 1690 konnte die damalige Hofkammer (jetzt Finanzministerium) die den Augustinern schuldigen Mess- und Musikgelder nicht bezahlen, so dass diese Schuld bis zur Höhe von 6674 fl. anwuchs, und im Jahre 1704 war das Kloster gezwungen, seinen ganzen Kirchenschatz und sein Silber in das kaiserliche Münzhaus zur Einschmelzung zu führen.

Leopolds Hauptfehler war die Unschlüssigkeit, und gerade bei den wichtigsten Angelegenheiten blieb er fast immer mit halben Mitteln auf halbem Wege zaudernd stehen. Nur zweimal im Leben raffte er sich zur entschlossenen, muthigen That auf. Das eine Mal, als er den Minister Wenzel Euseb Lobkowitz in seiner Wohnung plötzlich gefangen nahm und ihn auf dessen Landsitz zur Internirung überführte, und das andere Mal, als er den Grafen Nadasdy wegen Hochverrathes zum Tode durch das Schwert verurtheilen liess. Ein noch abträglicheres Zeugnis stellte ihm der venetianische Gesandte aus.²⁾

Mit seiner Umgebung war der Kaiser sehr streng, und die Etiquette liess er selbst im engsten Familienzirkel nicht ausser Acht. Die untergeordnetsten Lakaien und Hausdiener mussten ihm in spanischer Tracht aufwarten. Er hielt es unter seiner Würde, demjenigen seiner Günstlinge, dem er einmal seine Gunst entzogen, seine Huld wieder auf's Neue zuzuwenden. Und doch besass dieser vom äussern Glanze seiner Würde so sehr voreingenommene Fürst ein weiches, wohlwollendes Herz; es wurde ihm schwer, einen Bittsteller abzuweisen. Eine andere ausgezeichnete Eigenschaft war sein ausserordentliches Gedächtnis, dem er seine Sprachkenntnisse verdankte, und es gab kaum einen Menschen, der wie er italienisch, spanisch, französisch, deutsch und böhmisch so geläufig sprach. Ein unbeweglicher, nicht zu erschütternder Gleichmuth aber war ein hervorstechender Charakterzug seiner eigenthümlichen Gemüthsart, denn seine Umgebung sah ihn selten lachen oder auch nur scherzweise lächeln. Sein Geschichtsschreiber, der Lehrer seines Sohnes Josef, Freiherr Wagner von Wagenfels, spricht des Kaisers Herz von vielen seiner Fehler frei, denn sie waren, wie er meinte, Irrthümer, ein gemeinsames Erbtheil der Menschheit.³⁾

Das Hofleben unter Carl VI.

Nach dem frühzeitigen Tode Josefs I. (17. April 1711) trat nun sein Bruder, der spanische Carl, die Erbschaft an. Am 26. Jänner 1712 traf er in Wien mit grossem Hofstaate ein. Die Mitglieder desselben waren geborene Spanier, die sich der besondern Gunst des Kaisers erfreuten, und die sich hier bleibend niederliessen, was auf das Hofleben nicht ohne Rückwirkung

¹⁾ Das Strafurtheil des Grafen Sinzendorf lautete auf Diebstahl, Meineid, Betrug und Amtsveruntreuung und auf Ersatz von 1,970.000 Gulden.

²⁾ Unter den Acten dieses Staatsmannes findet sich folgende bezeichnende Stelle zur Beurtheilung der Eigenschaften des Kaisers. Es heisst darin wörtlich: „Die Unfähigkeit des Hasses, die mit Grausamkeit, die Unfähigkeit der Liebe, die mit Gemüthlichkeit gepaart war;“ und an einer andern Stelle heisst es: „Seine Freigebigkeit basirt auf Kosten des fremden Sackes; Leopold gewährt Straflosigkeit denen Verbrechern, wenn sie zum Katholicismus übergehen, und die durch den Westphälischen Frieden garantierte „Gewissensfreiheit“ macht er illusorisch durch Eingriffe in unzweifelhafte Privatrechte.“

³⁾ Vide: G. J. Hauff's „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds I., römischen Kaisers“, Tübingen 1812, und A. Wolf's „Fürst Wenzel Lobkowitz, erster geheimer Rath Kaiser Leopolds I.“, ebenso Wagner's „*Historia Leopoldi Magni Caesaris Augusti*“ vol. II.

blieb. Aber noch eine andere Ursache wirkte entscheidend auf die Umgestaltung des Hoflebens. Es war dies nämlich der Umstand, dass, als jetzt der äussere und innere Friede hergestellt war und somit geordnetere Verhältnisse wiederkehrten, die geistige Entwicklung nun ungestört ihren Fortgang nahm. Auch bei Hofe neigte man sich jetzt den Künsten und Wissenschaften zu, um das Versäumte nachzuholen. Man berief Metastasio an den Hof und las seine Gedichte oder liess sich dieselben vorlesen, erlustigte sich an glänzenden italienischen Opernvorstellungen und betrieb Musik und schöne Künste mit grosser Vorliebe. Auch Carl VI. neigte sich dieser Richtung zu, waren doch seine ersten Erzieher; Fürst Anton Liechtenstein und der weltkluge Jesuit Ernst Bauer, bemüht, ihn frühzeitig schon für die humanistischen Studien empfänglich zu machen.

Es ist daher wohl erklärlich, dass der Kaiser gleich bei seinem Regierungsantritte sich mit ernsten Wissenschaften befasste und sich mit Gelehrten umgab,¹⁾ ausserdem noch eifrigst bemüht war, nach allen Richtungen hin die Forschungen der Gelehrten zu fördern, Beweis dessen sein näherer Umgang und seine eifrige Correspondenz mit Leibnitz, dem grossen Philosophen.²⁾

Kaiser Carl VI. bereicherte Wien mit kostbaren Sammlungen und rief wichtige Institute ins Leben, die ihm und dem Lande zur Ehre gereichten; so legte er z. B. den Grund zu einem Münzcabinet. Er selbst war ein grosser Freund der Münzkunde und man erzählte sich, dass er auf Reisen stets eine kleine, aber ausgewählte Münzensammlung mit sich führte.

Doch nichts gereichte ihm mehr zur Ehre als die Stiftung der grossen Hofbibliothek. Er war es, der mit wahrhaft kaiserlicher Pracht diesen Tempel der Wissenschaft erbaute und ihn auch mit kostbaren Schätzen füllte.

Alles was damals die Zeit an wiederauflebender Wissenschaft hervorgebracht, Alles was sonst in öden Klostermauern unwiderrufflich für immer zu Grunde gegangen wäre, Eugens reichen Bücherschatz, seines Generaladjutanten von Hohendorf auserlesene Sammlung, die kostbaren griechischen Handschriften seines hochgeschätzten Freundes Apostolo Zeno, alles Schöne und Seltene, was ihm selbst auf seinen weiten Reisen durch Holland, England, Portugal, Spanien und Italien begegnete, alles dieses legte der Kaiser sorgsam mit wahrem Bienenfleiss in die grossen, weiten Räume hart an der Hofburg nieder, auf dass die Wissenschaft dem Throne nahe sei.

Carl VI. war von starkem Körperbau, mittelgross, untersetzt, die Gesichtszüge etwas in die Länge gezogen, sein Wesen ernst, doch milde, sein Gang gravitatisch, behäbig und männlich; aus den dunkeln Augen leuchtete ein scharfer Blick, aber Wohlwollen umspielte den schöngeformten Mund. Bei vorgerücktem Alter traten die Augenbrauen etwas stark hervor, und die Gesichtshaut färbte sich etwas dunkelbraun. Sein Naturell war dem Phlegma zugeneigt. Nicht selten überraschte ihn seine nächste Umgebung in melancholischer Stimmung, die er jedoch wohl zu be-
meistern verstand.

¹⁾ Kaiser Carl VI. berief aus Italien Apostolo Zeno, den er mit seiner Freundschaft beehrte und zum Hofhistoriographen ernannte; Garelli, seinen Leibarzt, dem er die Leitung der Hofbibliothek übertrug; den gelehrten Abt von Göttweih Gottfried Bessel, den Verfasser des verdienstvollen Werkes „*Chronicon gottvicense*“; den Jakob Marinoni, den er zum Hofmathematicus, und Leander Aquissola, den er zum Hofingenieur ernannte, worauf die beiden Letztgenannten sich im Jahre 1707 durch die Herausgabe eines Planes von Wien grosse Verdienste erwarben; die Geistlichen Hieronymus und Bernhard Petz, Benedictiner aus Melk, die mit den Melker Geistlichen Philipp Huber, Martin Kropf und Anselm Schwab hier im Mülkerhofe eine Art Gelehrtenakademie im Kleinen gründeten; den Gelehrten Marquard Hergott aus dem Schwarzwaldler Stift St. Blasien, den Verfasser des berühmten „*Monum. aug. domus Austriac*“; Boerhave, Gentilotti; alle diese und viele andere verdienstliche Männer scharte er um sich.

²⁾ Der Kaiser beabsichtigte die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften, die mit Verbannung aller scholastischen Streitfragen blos der Geschichte und ihren Hilfswissenschaften, sowie auch anderen gemeinnützigen Kenntnissen gewidmet sein sollte, daher er sich brieflich an den grossen Gelehrten Leibnitz wendete und mit ihm darüber in eine längere Correspondenz trat, die aber leider ohne Erfolg blieb.

Die Besucher der historischen Ausstellung im Künstlerhause im Jahre 1877 werden sich vielleicht noch jenes herrlichen lebensgrossen Bildes erinnern, welches Kaiser Carl VI. im goldgestickten spanischen Galacostüm in Lebensgrösse darstellte. Die imposante Gestalt des Vaters der grossen Maria Theresia mit dem goldenen Vliesse vorne auf der Brust machte auf jeden Beschauer gewiss einen gewaltigen Eindruck.¹⁾

Aber auch die Schuhe mit den grossen Schnallen, breiten Fussmaschen und hohen zinnoberrothen Absätzen, die farbigen Kniebänder, die hochaufgethürmte Allongeperrücke, der weit wegstehende Radkragen gemahnen an das steife spanische Hofcermoniel, dem sich damals Niemand entziehen konnte, am wenigsten der Kaiser selbst. Jeder Schritt und Tritt war vorgezeichnet, und selbst bei den heitersten Unterhaltungen, bei Jagden, Concerten, Opernvorstellungen hatte jede Bewegung ihre besondere Vorschrift. Die alljährlichen Festtage waren immer vorausbestimmt und wurden mit unverbrüchlicher Genauigkeit gehalten und nach dem kaiserlichen „Hof- feiertags-Verzeichniss“ in Toisonfeste, Galatage und gewöhnliche Andachten und Solennitäten eingetheilt.²⁾

Jede dieser Feierlichkeiten war auch mit einem Kirchengang und feierlicher Hoftafel verbunden, wobei beide Majestäten öffentlich speisten, ohne dass Jemand mitspeisen durfte. Die Ceremonien bei einer solchen kaiserlichen Hoftafel waren ungemein streng,³⁾ und es waren stets Trabanten und Hatschiere mit ihren Lanzen und Hellebarden in ihren schwarzen, goldbordirten und rothen Mänteln rings um die kaiserliche Tafel aufgestellt.

Wie lästig wohl den Majestäten diese Ceremonien in der Hofburg gewesen sein mochten, ist selbstverständlich, und es ist daher auch ganz erklärlich, wenn sie trachteten, so wenig als möglich in der Stadt zu verweilen, d. h. so bald als nur immer möglich (wenn es die Jahreszeit erlaubte) den Landaufenthalt aufzusuchen. Schon zu Ostern rüstete man sich zur Uebersiedlung auf's Land, und gleich nach den Feiertagen zog man in das freundliche Laxenburg, wohin auch der ganze Hofstaat folgte. Wie gerne legte hier der Kaiser seine Majestät und Hoftracht ab! Wie gerne vergass er hier der lästigen Etiquette und fühlte sich von allem Zwange frei! Fröhlich und munter schwanden die Tage dahin, und in den schönen, weiten Parkanlagen, in den grossen Waldrevieren gab man

¹⁾ Es ist von Johann Jakob van Schuppen aus der Zeit von 1725 bis 1730, als der Kaiser im Lebensalter zwischen 40 und 45 Jahren stand und der Künstler bereits Hofkammermaler und Director der Akademie war.

²⁾ An den Toisonfesttagen hatten die Ritter des goldenen Vliesses mit den Insignien ihres Ordens und mit ihren prächtigen purpurrothen, goldgestickten Gewändern in der Kirche zu erscheinen. Derlei Feste gab es allmonatlich wenigstens drei oder vier; im December auch neun. Zu den Galatagen wurden die Namens- und Geburtsfesttage der allerhöchsten Herrschaften gerechnet, wobei der Hofstaat und das diplomatische Corps zum Handkuss und zur Tafel zugelassen wurden. Die gewöhnlichen Andachten und Solennitäten erreichten alle Monate die Zahl von acht, oft auch noch mehr.

³⁾ Nach der kaiserlichen „Hoftafel-Vorschrift“ hatte der Oberst-Küchenmeister vorerst sich genau zu überzeugen, ob Alles zum Speisen vorbereitet sei, und hierauf dem Monarchen dies persönlich zu melden. Der Kaiser schritt sodann in Begleitung der Kaiserin zur Hoftafel, welche mitten im Saal auf einer Estrade (eine Staffel hoch) aufgestellt war. Nachdem die Majestäten die Estrade erstiegen, wusch sich der Kaiser mit dem dargereichten Wasser die Hände, und beide setzten sich auf ihre bestimmten Plätze, die Kaiserin zuerst. Das Tischgebet wurde laut gesprochen, wobei der Kaiser das Haupt entblöste; sonst speiste der Kaiser während der ganzen Mahlzeit mit bedecktem Kopfe, nur wenn die Kaiserin auf seine Gesundheit trank, nahm er den Hüt ab. Das aufwartende Hofpersonale bestand nur aus dem kaiserlichen Oberst-Küchenmeister, dem kaiserlichen Oberst-Stabelmeister, aus mehreren Kammerherren und zwei Mundschenken. Es wurde auf Silber gespeist und knieend das Getränke servirt. Nur die Gesandten und der Nuntius standen bei der Tafel mit bedecktem Haupte, nahm aber der Kaiser den Hut ab, so entblösten auch sie das Haupt; dasselbe geschah auch, wenn der Kaiser trank. Gewöhnlich aber zogen sich der Nuntius und der Gesandte schon nach dem ersten Trunke zurück. Nach der Tafel wurde jedesmal wieder das Handwasser mit der Serviette präsentirt und das Tischgebet laut vom Kaiser gesprochen. An Sonn- und Feier-, sowie an Galatagen spielte grosse Tafelmusik. Zu Weihnachten wurde sogar gesungen, und der Chor der Hofcapelle stimmte jetzt die ersten Strophen des Liedes an: „Der Tag, der ist so freudenreich“, und zu Ostern sang man: „Erstanden ist der heilige Christ“ etc. Nur viermal im Jahre speiste der Kaiser gemeinschaftlich mit den Rittern des goldenen Vliesses, nämlich an den drei höchsten Festtagen und am Andreastage.

sich freudig dem Land- und Jagdleben hin. Der Kaiser selbst war ein eifriger Jäger und besass weite Gehege bei Mannswörth, aber auch noch weiter hinaus zog es ihn fort, hinauf in's steirische Hochland, nach Gamsen und Steinböcken zu pürschen. Seine robuste Gesundheit und kräftige Körpergestalt erlaubten ihm diese Strapazen. So bestieg er z. B. im Jahre 1728 in der Obersteiermark den gewaltigen Bergkegel „Reiting“, und noch heute cursiren beim Landvolke jener Gegend zahllose Geschichten über diesen kaiserlichen Jagdzug, die Leutseligkeit des Kaisers und seine enorme Treffsicherheit.

Ganz besonders eine Anekdote von jener Hirschjagd, an der auch Carls Günstling Graf Veit Trautson theilnahm, verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. Der Kaiser hatte eben einen Hirsch mit meisterhaftem Schusse zu Boden gestreckt, als Trautson freudig ausrief: „Dös is a Schuss! War g'scheiter, Majestät wären a Jaga word'n!“ Auch der Monarch bediente sich bei guter Laune des Wiener Dialects. „Na na,“ erwiderte er lächelnd, „i hab' ja so a no z'leben.“ Zu Laxenburg schoss man nach Krähen, und die sogenannte Reiher- und Falkenbeize war hier besonders beliebt.

Im Juli verliess der Hof auch diesen fröhlichen Landsitz und zog sich (um der Stadt näher zu sein) in die „Favorita“, jenes kaiserliche Lustschloss, dessen Bau sich noch zur Stunde in dem heutigen Theresianum forterhalten hat, und dessen Name die Favoritenstrasse vor dem Vergessen schützt. Noch fröhlicher ging es hier zu als in dem entfernten Laxenburg, und die Favorita war der Schauplatz der rauschendsten Feste. Wie glänzend waren hier nicht z. B. Concerte, Maskeraden, italienische und spanische Komödien und wälsche Opern, die mit ungeheurem Kostenaufwand in Scene gesetzt wurden.¹⁾

Wie beliebt waren nicht z. B. die prächtigen Scheibenschiessen, die der Kaiser alljährlich gegen Ende Juli arrangirte und an denen der ganze Adel und auch die Kaiserin theilnahm, oder die noch beliebteren sogenannten „Best-“ und „Kränzelschiessen“,²⁾ denen der Kaiser selbst präsi dirte und bei denen es nicht selten sehr lebhaft herging.³⁾

Auch grössere Jagden fanden in der Favorita statt, denn das Gebiet bildete damals ein sehr weites und ausgebreitetes Jagdrevier,⁴⁾ und auch die kaiserlichen Nebengebäude nahmen einen grossen Umfang ein. Sie dienten zum Bedürfnis des Hofes und des Hofstaates, der damals ungemain zahlreich war. Mehr als 2000 Personen befanden sich stets in bleibendem Solde.

¹⁾ Lady Montague erzählt (in ihren Wiener Briefen 1716), sie habe nichts Prächtigeres gesehen. Costüme und Decorationen dieser Schauspiele mochten den Kaiser über 300.000 Gulden gekostet haben. Die Bühne sei zuweilen auf das grosse Wasserbassin des Gartens verlegt worden, auf dem man italienische Opern mit Seetreffen aufführte, ja sogar (zum Ergötzen der erlauchten Zuschauer) ganze Schiffbrüche executirte, wobei es sich einmal ereignete, dass ein Schiff wirklich scheiterte und dabei eine der berühmtesten Sängerrinnen das Leben verlor.

²⁾ Eine authentische Beschreibung eines solchen „Kränzelschiessens“, wie selbes am 11. August 1719 in der „Favorita“ abgehalten wurde, liegt mir zufällig vor; dasselbe wurde unter der Aufsicht des Obrist-Hofmarschalles Adam Franz Fürsten Schwarzenberg und des kaiserlichen Geheimrathes Otto Christoph Volka, Grafen von Heidenreichstein, abgehalten, wobei Kaiser Carl VI. die zwei ersten Kränze mit den dazugehörigen Hauptfahnen gewann. Unter den Geladenen und mit Besten ausgezeichneten Cavaliären begegnen wir dem Infanten Emanuel von Portugal, dem Marchese Rofrano, dem Bischof von Kollonitz, den Grafen Paar, Althann, Palfy, Starhemberg, Mollart, Sinzendorf etc. etc.

³⁾ Wie besonders animirt zuweilen die Stimmung bei solchen Anlässen gewesen sein mochte, dürfte am besten aus jener famosen „Hof- und Schützenordnung“ vom 30. Juni 1720 erhellen, welche in einem ihrer gedruckten 36 Paragraphen unter Anderem auch sagt: „Jedes Schelten und Sakramentiren ist auf das Strengste zu verbieten.“

⁴⁾ Nach den alten Grundbüchern und Plänen erstreckte sich der Gartengrund der Favorita zur Zeit Carls VI. rückwärts weit über die heutige Besitzung des Barons Rothschild und über das Terrain der gegenwärtigen Schmöllergasse (die erst im Jahre 1836 eröffnet wurde) und seitwärts über jene Grundfläche hinaus, auf welcher sich heute die Häuser Nr. 1 bis 7 der Taubstummengasse befinden. Uebrigens gehörten zum Bereiche der Favorita noch folgende kaiserliche Nebengebäude, die im Laufe der Zeiten an Private abgetreten wurden, u. zw.: Die kaiserliche **Eisgrube** befand sich an der Stelle des heutigen Hauses Nr. 17 in der Favoritenstrasse (gegenwärtig das Eckhaus der Theresianum- und Favoritenstrasse 17). Die kaiserliche Stallmeisterei; sie nahm die Stelle ein, wo sich jetzt die kaiserliche Eisengiesserei (Favoritenstrasse 3) und das

Ein altes, überaus seltenes Büchlein von kaum hundert Seiten hat mir der Zufall in die Hände gespielt. Es führt den seltsamen Titel: „**Kaiserlicher Hof- und Ehren-Kalender auf das Jahr unseres Seeligmachers Jesu Christi Geburt, 1727, zum Gebrauche der kaiserl. Hof-Statt-Regierung etc. Wien, gedruckt bei Joh. Bapt. Schilgen, Universitaet Buchdruckern in der Cärtner Straß im Hof-Apothekerischen Hauf.**“ Eine flüchtige Durchsicht dieses merkwürdigen Büchleins gibt uns den besten Aufschluss über das Hofleben und die Etiquette am damaligen Hofe des Kaisers Carl VI., aber es wirft auch, was noch viel werthvoller ist, grelle Schlaglichter auf die culturellen Verhältnisse des Staates, sowie auf den damaligen Stand der Künste und Wissenschaften Oesterreichs. Schon das Verzeichnis jener Personen, die berufen waren, Kunst und Wissenschaft am Hofe zu vertreten, zeigt uns, dass kein bedeutender Mann unter ihnen aus Oesterreich war, sondern dass der Hof fast ausschliesslich Ausländer (Italiener) berief.

So sehen wir im Verzeichnis z. B. auf dem Gebiete der Geschichte als **Hofhistoricus** Franz Wilhelm Triangi aufgeführt, dessen Berühmtheit wohl eine sehr zweifelhafte gewesen sein muss, denn wer kennt seinen Namen oder ein Werk von ihm? Die Stelle eines deutschen Hofpoeten vertritt ebenfalls ein Italiener, der Venetianer Apostolo Zeno; ¹⁾ auch ein zweiter Poet, Pietro Pariati, und ein deutscher Poet, Antonius Prokoff, wird hier genannt. Die ganze Armseligkeit jener Literaturepoche wird uns in diesem Namen offenbar, denn Niemand kennt denselben, weder die Literargeschichte, noch irgend ein Lexicon oder Nachschlagebuch, und doch muss er damals für etwas Besonderes gehalten worden sein.

Auch auf dem Gebiete der Kunst begegnen wir derselben Kläglichkeit, und es werden auch fast durchgehends unbedeutende Namen genannt. So paradirt unter der Bezeichnung **Kunst-Galerie- und Kunst-Kammer-Inspector** der Maler Fabricius Cerini, von dessen Wirken auch nichts weiter als einige unbedeutende Historienbilder und Porträts auf die Nachwelt kamen. Von den Kammermalern sind genannt: Johann Friedrich Fischer, Ignaz Heinitz von Heitzenthal, Johann Anton Negelein und eine gewisse Maria Anna Kratochwillin mit dem seltsamen Hofitel **Indianische Kammer-Malerin**. Eine Ausnahme machen vier andere Namen, die nur wie von ungefähr so nebenbei genannt werden, und doch sind sie vier glänzende, ewig leuchtende Sterne am Himmel der Kunst, es sind dies: das unvergessliche Brüderpaar Georg und Ferdinand von Hamilton, der treffliche Abraham Godyn und der verdienstvolle Johann Jakob van Schuppen. Sie sind zwar alle Ausländer, aber doch durch ihren längern Aufenthalt und durch ihre vieljährige Thätigkeit an der hiesigen Akademie naturalisirt. ²⁾

Wiedener Bezirksgericht (Favoritenstrasse 5) befinden. Das sogenannte kaiserliche **Stöckel**, das zur Wohnung der kaiserlichen Beichtväter und als Logis der kaiserlichen Kammerdiener diente und im Jahre 1698 aufgebaut wurde. Später wurde ein beträchtlicher Theil an den kaiserlichen Kammerzahlmeister von Dier abgetreten, und auf seinem Grunde befindet sich heute das Taubstumm-Institut (Favoritenstrasse 13). Dort, wo heute die Häuser 26, 28 und 30 der Alleegasse (früher untere Alleegasse genannt) stehen, war damals ein Theil der Gärten der Favorita, und da, wo sich gegenwärtig die Häuser 1, 3, 5 und 7 der Taubstummengasse befinden, war gleichfalls ein Theil des kaiserlichen Schlossgartens. Der kaiserliche **Holzstadel** nahm die ganze Raumfläche ein, auf der sich an der gegenüberliegenden Seite der Favoritenstrasse heute die Häuser Nr. 1 der Mayerhofgasse, Nr. 2 der Waltergasse und Nr. 24 und 26 der Favoritenstrasse befinden. Die kaiserliche **Mundfische** stand damals an der Stelle des heutigen Hauses Nr. 30 der Favoritenstrasse und Haus Nr. 1 und 3 der Waltergasse, und endlich das alte **Stadtguardi-Haus** befand sich auf dem Baugrunde, wo gegenwärtig die Häuser Nr. 22 der Favoritenstrasse und Nr. 2, 4, 6 und 8 der Mayerhofgasse 2 stehen; die letztgenannten drei Häuser wurden erst im Jahre 1782 nach Aufhebung des Stadtguardi-Hauses in Baugründe abgetheilt und an Privatbaulustige versteigert.

¹⁾ Seine „*Drammi scelti*“, seine „*Dissertazioni Vossiane*“ in zwei Bänden, sein „*Giornale dei letterati d'Italia*“ in vierzig Bänden, welche er mit seinem Bruder herausgegeben, mögen damals vielleicht bedeutend gewesen sein, heute sind sie verschollen und vergessen.

²⁾ Ferdinand (Philipp) von Hamilton, zu Brüssel 1664 geboren, kam frühzeitig nach Wien und wurde von Kaiser Carl VI. zum Kammermaler ernannt. Er malte Blumen, Früchte und Thierstücke und war bei seiner Vielseitigkeit gleich ausgezeichnet; er starb zu Wien 1750. Sein älterer Bruder Georg (Johann) von Hamilton, gleichfalls zu Brüssel 1666 geboren, ist vielleicht der beste Pferdemaier aller Zeiten und starb in Wien 1740 gleichfalls als Hofkammermaler. Abraham

Ein viel befriedigenderes Bild gewährt uns jedoch der alte Kalender auf dem Gebiete der Musik. Hier sehen wir allenthalben ein reges Kunstleben entwickelt, und an der Spitze des Namensverzeichnisses sehen wir den Hofcapellmeister Josef Fux, eine damals musikalische Grösse ersten Ranges, und schon ein flüchtiger Blick auf das Register gibt uns Kunde von der splendiden Besetzung der Hofcapelle, die über 140 Musiker zählte.¹⁾

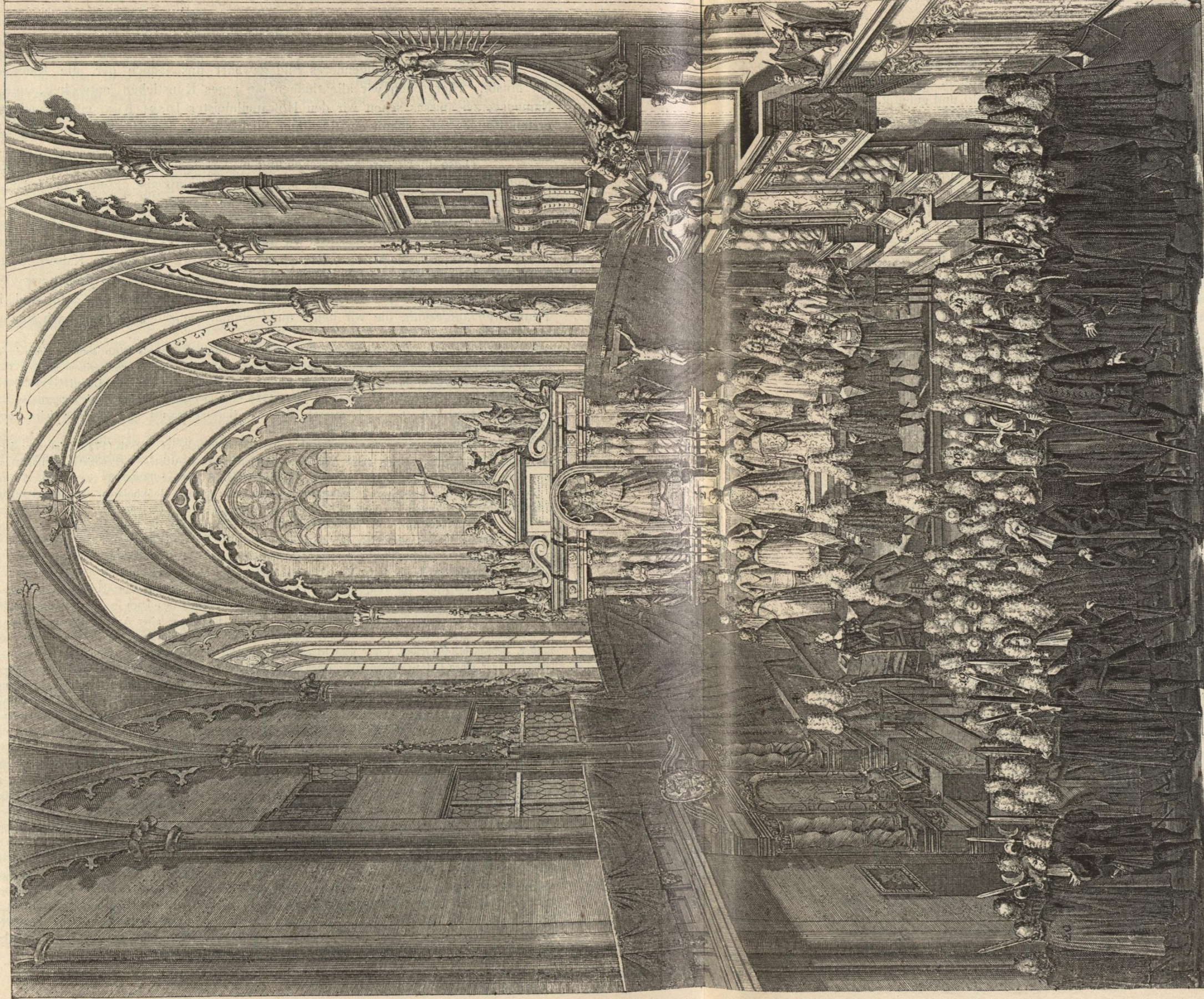
Diese merkwürdige Erscheinung erklärt sich wohl von selbst. Kaiser Carl VI. hatte ein lebhaftes Interesse für Musik; selbst Musiker und Componist, konnte er leicht auf der Stufe der Vollkommenheit eine Capelle erhalten, welche bereits die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog und sogar in Italien ihren Ruhm verbreitete. Werfen wir nun zum Schlusse noch einen Blick auf die vielen Personen des Hofstaates, wie sie der alte Hofkalender aufzählt, und welche für den Kaiser Carl VI. selbst, für die Kaiserin Elisabeth Christine und für die Kaiserin-Wittve Amalie Wilhelmine (Wittve des verstorbenen Josef I.) bestimmt waren, so finden wir viele erlauchte Adelpersonen und hohe Würdenträger, aber auch viele überflüssige Hofämter und längst verschollene Titulaturen aufgezählt, die wir heute nicht einmal mehr dem Namen nach kennen.²⁾

Godyn aus Antwerpen, der sich längere Zeit in Prag aufhielt, genoss als Historienmaler einen bedeutenden Ruf, und seine Bilder, deren mehrere sich im Belvedere befinden, geben noch heute Zeugnis von seinem grossen Talente. Endlich Johann Jakob van Schuppen, in Antwerpen 1669 geboren, des berühmten Meisters Largillières berühmter Schüler, gab der wiedererstandenen Wiener Malerakademie im Jahre 1726 neue und zweckmässige Einrichtungen und zählt selbst zu den besten Porträtmalern seiner Zeit. Carl VI. ernannte ihn zum Hofkammermaler und für seine vielen Verdienste zum Director der Akademie; der Künstler starb zu Wien im Jahre 1751.

¹⁾ Der Stand der Musiker für die kaiserliche Hofcapelle war damals (1727) folgender: 4 Compositori, 8 Cantatrici, (Sängerinnen), 1 Concertmeister nebst Adjuncten, 4 Sopranisten, 6 Altisten, 8 Tenoristen, 8 Bassisten; dann von der Instrumentalbesetzung: 8 Organisten, 1 Cymbalist, 28 Violinisten, 6 Violoncellisten, 2 Cornetisten, 4 Posaunisten, 5 Fagotisten, 7 Hautboisten, 14 Trompeter und 1 Hörpauker mit den musikalischen Hofscholaren, den *Musici jubilati* und den *Musici-Pensionisten*. Vide: Köchel's „Die Pflege der Musik am österreichischen Hofe vom XV. bis XVIII. Jahrhundert.“ Wien, 1866.

²⁾ An der Spitze des kaiserlichen Obrist-Hofmeisterstabes stand der Graf Rudolf Sigmund Sinzendorf als Obrist-Hofmeister. Es bestanden ausserdem die obersten Hofämter des Obrist-Kuchelmeisters (Graf Mollart), Obrist-Stabelmeisters (Graf Appastoff), Obrist-Silberkammerers (Graf Cavriani) und Unter-Silberkammerers (Graf Pachta), nächst dem vier kaiserliche Mundschenke, ebenfalls Vertreter des Adels, zwei Vorschneider und 15 Truchsesse; zwei *Patres S. J. (Societate Jesu)* fungirten als kaiserliche Hofprediger, ein Canonicus von St. Stefan als Ober-Hofcaplan und ausserdem neun Hofcapläne; Kapelldiener und Kapelljungen u. dgl. niedrige Stellen vervollständigten diesen grossen geistlichen Hofstaat des Monarchen. Daran schlossen sich noch eine Unzahl der merkwürdigsten Hofchargen aller Art, die bereits gänzlich verschollen und bis auf den Namen vergessen sind; ein kaiserlicher Hofcontrolor, ein Kuchelinspector, ein Hof-Kuchelschreiber, **Sebrgardner**, **Hof-Eintauffer**, **Sebrgarden-Schreiber**. Unter dem letzten stehend zählt der Kalender auf: zwei Gehilfen, einen Jung, drei Träger, einen Geflügelmayer, einen Extra-Geflügelmayer, einen Geflügel-Hofgartner und einen Hausknecht. Weiter schliessen sich daran die Hofchargen des Zuschroders, Hof-Kellermeisters, **Hof-Außspeiß-Kellermeisters**, Kellerschreibers, Lichtkammerers, Obertapezirers, Untertapezirers, Mund- und Hofbecks, Zuckerbachers, die Kammerern-Tafeldecker und die Musikanten-Tafeldecker. Dieser war keineswegs der Letzte, denn er selbst befehligte noch über fünfzig Personen, darunter 22 verschiedene Köche, Meisterköche, Bacherer-Köche, Zusetzer, **Ordinari-Kucheljungen**, **Bacherer-Träger**, Kesselreiber etc. etc. Unter der Leitung des Obrist-Kammerers Johann Caspar Grafen Cobentzl standen der Obrist-Kammererstab, darunter eine Anzahl der vornehmsten Cavaliere, welche den Monarchen persönlich bedienten. Der kaiserliche Beichtvater, die Leib-Medici, deren sieben fungirten, der Schatzmeister, der Zahlmeister, 17 kaiserliche Kammerdiener, Kammerfouriere, Thürhüter, Trabanten. Nicht geringer war die Anzahl des Obrist-Hofmarschallstabes; auch der Obrist-Stallmeisterstab, das Hof-Futteramt, welches das Reit- und Transportwesen betraf, das Obrist-Hof- und Landjägermeisteramt und das **Hof-Salzenmeisteramt** weisen ein ausserordentliches Personale auf. Bemerkenswerth sind aus dem letzteren die **Raiger**, **Kran**, **Milan** und **Revier-Salzenmeister** mit den entsprechenden Knechten und die **Raiger-Wärter** mit zahlreichem Untersonale. An Zahl etwas geringer, aber immerhin noch ausserordentlich personereich war der Hofstaat der Kaiserin Elisabeth Christine, an dessen Spitze der Obrist-Hofmeister Fürst Josef Folch de Cordona stand, auf welchen im Verzeichnisse unmittelbar der Beichtvater und dessen Socius, sowie der **Srauenzimmer-Beichtvater** (sämmtlich Jesuiten) folgten. Was das Untersonale betrifft, so finden sich dabei Kammer-Heizer, Trabanten, Thürhüter und ein **Hochadel-Srauenzimmer-Tafeldecker**. Unter der Obrist-Hofmeisterin Fürstin Maria Theresia (Herzogin in Schlesien) stehen die Hofdamen und Kammerfräulein, Kammerdienerin, **Guardedames** und die **Kammer-Waderin**, welcher noch 15 Personen folgen, darunter eine Mundköchin, ein **Kuchelmensch**, **Abwaschmensch**, eine **Srauenzimmer-Kreierin**, eine **Srauenzimmer-Tafel- und Leiladen-Wäscherin** und drei **Extra-Srauenzimmer-Menschen**.

Ansicht der kaiserlichen Hofburgcapelle.



Das Te Deum Laudamus in der Hof Capellen.
 1. Ihre Königl. Maj. 2. Kugelleiter 3. Caplan Probst zu Kloster Neuburg 3. mit Versicherung des Hof Capellmeisters 4. Ober Hof Capellmeister 5. Ober Hof Capellmeister 6. Hof Capellmeister 7. Hof Capellmeister 8. Hof Capellmeister 9. Hof Capellmeister 10. Hof Capellmeister 11. Hof Capellmeister 12. Hof Capellmeister 13. Hof Capellmeister 14. Hof Capellmeister 15. Hof Capellmeister 16. Hof Capellmeister 17. Hof Capellmeister 18. Hof Capellmeister 19. Hof Capellmeister 20. Hof Capellmeister
 Die Gesandte des Königs von Spanien und Portugal. 21. Hof Capellmeister 22. Hof Capellmeister 23. Hof Capellmeister 24. Hof Capellmeister 25. Hof Capellmeister 26. Hof Capellmeister 27. Hof Capellmeister 28. Hof Capellmeister 29. Hof Capellmeister 30. Hof Capellmeister

Fig. 90.

Das Te Deum in der kaiserlichen Hofburgcapelle anlässlich der Krönung der Kaiserin Maria Theresia am 22. November 1740.

So leuchten uns denn aus den alten, längst vergilbten Blättern des Hofkalenders von 1727 gar seltsame Bilder entgegen: eine lange Reihe starrer, glänzender Gestalten, illustre steife Cavaliere, wie sie das Marionetten-Ceremoniel an den Drahtfäden der Etiquette gelenkt und geleitet, dann die liebreizende Kaiserin Elisabeth Christine¹⁾ und die Prinzessinnen, darunter aber auch ein frisches, munteres Kind mit grossen, grauen, lächelnden Augen und gesundheitstrotzenden Wangen, die spätere grosse Kaiserin Maria Theresia. Es sind dies Bilder, wie sie am Wiener Hofe bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts zu schauen waren, bis endlich das Franzosenthum auch in Oesterreich eindrang und seinen Einfluss auch am Wiener Hofe geltend machte und da dem Ceremoniel, den Künsten, den Wissenschaften und dem Volksleben eine andere, neue Richtung gab.²⁾

Das Hofleben unter Kaiserin Maria Theresia.

Kaum hatte Maria Theresia die Regierung, das Erbe ihres Vaters, angetreten, das ihr nach der pragmatischen Sanction von allen Mächten nicht blos bestätigt, sondern auch verbürgt worden war, so erhob sich treulos fast halb Europa gegen die erlauchte Fürstin. Die Schwiegersöhne Kaiser Josefs I., nämlich Herzog Carl Albert von Baiern und Friedrich August von Sachsen, waren die Ersten, die sogleich Ansprüche auf den Besitz Oesterreichs erhoben, eben so auch König Friedrich von Preussen, der jetzt Schlesien, und Don Philipp von Spanien, der jetzt die Lombardei für sich verlangte, während Frankreich als Bundesgenosse die Baiern mit Truppen unterstützte. So sah sich denn Maria Theresia bald in die bedrängteste Lage versetzt. Es bedurfte des ganzen Muthes, der ganzen Entschlossenheit, um so vielen Feinden die Spitze zu bieten. Sie eilte am 11. September 1741 nach Pressburg, wo sie vor den versammelten Reichsständen erschien, um die edlen Ungarn zur Hilfe zu rufen. Voll Zuversicht und herzwinnender Anmuth war ihr Wesen, und von ihren schönen Lippen floss die zündende Rede.

Sie sprach von ihrem Rechte und von der Treulosigkeit ihrer Feinde, von der Gefahr und der dringenden Hilfe für sich und ihr Kind. Diese Worte drangen zum Herzen, der glühendste Enthusiasmus bemächtigte sich Aller, die Säbel flogen aus der Scheide, und ein tausendstimmiger Ruf erscholl: „*Morianur pro rege nostro Maria Theresia!*“ Doch schnell folgte die That den begeisterten Worten. Mehr als 3000 Edelleute stiegen zu Pferd, und das ungarische Volk eilte in Masse für sie zum Kampfe.

Am 11. December 1741 um 2 Uhr Nachmittags erschien Maria Theresia wieder in Wien, diesmal zu Pferd in ungarischer Tracht, mit einem auserlesenen Gefolge ungarischer Magnaten. Man hörte wieder die alten Namen Caroly, Andrassy, Forgách, Nadasdy, Szirmay, Bellesznay, Batthyany, Ujváry etc. und von der St. Marxerlinie aus hielt sie ihren Einzug. Ganz Wien wogte in freudiger Bewegung seiner Kaiserin entgegen. Die Bürger zogen auf die Wälle und Basteien und gaben ihr bis in die Hofburg das Geleite. Von jetzt an heftete sich der Sieg an die Fahnen Oesterreichs.

Grossbritannien, Russland und Sardinien waffneten sich für Maria Theresia. Khevenhüller erfocht einen glänzenden Sieg bei Braunau und eroberte Prag aus den Händen der Franzosen. Diese glückliche und muthvolle Ueberwindung all dieser mächtigen Hindernisse, die seit Anbeginn der Thronbesteigung sich der Kaiserin in den Weg gestellt hatten, machten einen gewaltigen Eindruck auf die Gemüther der Wiener, und mit grösserem Selbstbewusstsein und mit höherem Stolze blickten sie jetzt auf die geliebte Kaiserin und auf ihr theueres Vaterland zurück. Aber noch eine andere

¹⁾ Elisabeth Christine war eine braunschweigisch-lüneburgische Prinzessin von seltener Schönheit. Die berühmte Reisende Lady Montague schildert sie als die schönste Frau ihrer Zeit und sagt, dass alle Nationen ihren Liebreiz bewundern.

²⁾ Vide: J. B. Küchelbäcker's „Allerneueste Nachrichten vom römisch kaiserlichen Hof, nebst einer historischen Beschreibung“ etc., Hannover, 1730, und „Oesterr. Plutarch“ von Josef Freiherr v. Hormayr, II. Band, Seite 59, Wien, 1807. Vide auch: Wolf's „Vierundzwanzig eigenhändige Briefe Elisabeths, Gemahlin Kaiser Carls VI.“ Wien, 1854 und J. E. Zschackwitz' „Leben und Thaten Kaiser Carls VI.“ Frankfurt a. M., 1723.

Wirkung übten diese Siege auf das Volk und auf das Hofleben der alten Kaiserburg. Maria Theresia hatte nämlich etwas von der prachtliebenden Natur ihres Vaters ererbt. Sie war eine Freundin von prunkhaften Festen und rauschenden Aufzügen und Vergnügungen und nahm daher gerne Gelegenheit, die glücklichen Siegesnachrichten jedesmal mit einem glänzenden Feste zu beschliessen. So verherrlichte sie z. B. die Siegesbotschaft über die Wiedereroberung Prags mit jenem grossartigen Damen-Carroussel in der Winterreitschule, von dem ich bereits gesprochen, und nach dem glücklichen Sieg bei Rossbach (5. November 1757) veranstaltete sie ein grossartiges Ballfest. Zu Ehren der Schlacht bei Hochkirch (14. October 1758) gab sie eine herrliche Maskerade, und die fröhliche Nachricht vom Siege bei Landshut (23. Juni 1760), wo Laudon gegen die Preussen unter Fouqué 10.000 Mann überwältigte und in Folge dessen auch die Hauptfestung Glatz im Sturm einnahm, feierte sie mit einem imposanten Gartenfest, wo zur Tafel über 2000 Personen geladen waren, und endlich den grossen Sieg Daun's auf dem Schlachtfelde bei Kolin (18. Juni 1757) verewigte sie sogar mit der Stiftung des Maria Theresien-Ordens und gab ein prächtiges Hoffest, wobei sämtliche dienstfreie Officiere geladen waren. In Folge dieser ähnlichen häufigen Feste herrschte damals in der Hofburg ein ungemein bewegtes, stets lärmendes Leben, und die Burg war immer der Versammlungsort vielfacher Gäste, was sich auch einigermaßen durch die zahlreiche Familie der Kaiserin erklären lässt; denn Maria Theresia schenkte ihrem Gemahle 16 Leibessprossen, darunter 11 Prinzessinnen, welche (mit Ausnahme einiger früh verstorbener) ihren eigenen zahlreichen Hofstaat hatten und mehrere von ihnen glänzende Heiraten mit gekrönten Häuptern schlossen: so wurde Prinzessin Maria Antoinette Königin von Frankreich, Maria Josefa Königin von Neapel und Maria Christine Herzogin von Sachsen-Teschen. Prinz Ferdinand Carl wurde Gouverneur von der Lombardei, Prinz Leopold Herzog von Toscana und Maximilian Churfürst zu Köln.

Nach den noch vorhandenen Rechnungen waren in jener Zeit die Hofställe stets mit 2200 Pferden belegt und zum Dienste der Burg jährlich über 12.000 Klafter Holz erforderlich. Die Rechnung für Tafelfeste, Beleuchtung und Decorirung erreichte oft unerhörte Summen, und noch nie sah man in diesen ehrwürdigen Räumen, weder früher noch später, ein buntbewegteres Leben und Treiben, als zu den Zeiten der grossen Kaiserin Maria Theresia, und noch nie entfaltete sich grösserer Reichthum und feinerer Geschmack des kaiserlichen Hofstaates als damals.

Maria Theresia beherrschte dies Alles mit sicherer Ruhe und Würde. Sie war in Wohlthaten verschwenderisch und wollte lieber, dass mitunter auch ein Unwürdiger beschenkt werde, als dass auch nur das winzigste Verdienst unbelohnt bleibe. Dankbarkeit und Gerechtigkeitsliebe waren ein stehender Zug im Charakter dieser merkwürdigen Frau. Sie war nicht gelehrt, ihre Bildung ragte kaum zum Gewöhnlichen hinan, aber ihr durchdringender Verstand ersetzte die fehlende Schulweisheit und wusste immer den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden.

Die Verordnungen und Befehle, die sie meist selbst concipirte und mit eigener Hand niederschrieb, richtete sie immer so ein, dass sie nur den Kern der Sache feststellte, die Ausführung aber Andern überliess. Noch nie hat eine Frau die Herrscherkrone getragen, die grösser auf dem Throne und musterhafter im Privatleben war. ¹⁾

Nur widerwillig konnte sie sich in die Heirat ihrer Tochter Maria Antoinette mit Ludwig XVI. oder in einen Briefwechsel mit einer Pompadour fügen; ihr Herz sträubte sich dagegen, aber ihr Verstand brachte dem Vaterlande dieses Opfer. Sie war die liebevollste Gattin und zärtlichste Mutter und bildete noch in späteren Jahren an ihren erwachsenen Kindern

¹⁾ Vide: „Maria Theresias letzte Regierungszeit“ von Alfred Ritter von Arneth, Wien, 1879, bei Wilhelm Braumüller; dann: Ch. G. Richter's „Lebens- und Staatengeschichte Maria Theresias“ in fünf Bänden, Leipzig, 1847. Vide: Ed. Duller's „Maria Theresia und ihre Zeit“ in zwei Bänden, Wiesbaden, 1844; dann Carl Ramshorn's „Geschichte der grossen Kaiserin und ihre Zeit“, Leipzig, 1861; endlich die schätzenswerthe Arbeit Adam Wolf's „Aus dem Hofleben Maria Theresias nach den Memoiren des Fürsten Jos. Khevenhüller“, Wien, 1859.

Rathgeberin und Freundin. Auch die Entfernten liess sie nie aus dem mütterlichen Auge. Nach Paris, nach Neapel, nach Parma flogen die Briefe, voll Muttersorge und zärtlicher Liebe, und alle drei Wochen eilte ein Courier regelmässig von Wien ab, um von ihren verheirateten Töchtern eigenhändige Kunde zu bringen, von ihrer Wohlfahrt und Gedeihen, und lag eine dieser Fürstinnen im Wochenbette, wurden alle neun Tage Staffeten entsendet.

Sie war mehr blond als alle Habsburger, glich aber mehr ihrer Mutter als ihrem Vater. Die Zeitgenossen schildern sie als eine schöne Frau von herzwinnendem Zauber und sympathischem Aeussern. Ihre Gestalt war majestätisch hoch und schlank, grösser als ihre übrigen Geschwister, ihr Auge, wiewohl grau, von mildem, freundlichem Blick, ihr Antlitz, ein schönes Oval, durch geistigen Ausdruck und durch herrliche Farben belebt, sie hatte nicht mehr die hervortretende burgundische Unterlippe; die Stimme war hell, die Sprache rasch und von lebhaften Geberden begleitet, das Temperament unverkennbar sanguinisch, überaus reizbar, leicht aufgebracht, doch leicht wieder besänftigt. Und dennoch besass sie die unschätzbare Herrschergabe, ihre Stimmung zu meistern und, wie es die Situation erforderte, jetzt freundlich oder gebieterisch, dann aufmunternd oder zurückweisend zu erscheinen.

Die besten Porträtbilder Maria Theresias befinden sich: im grossen Speisesaale zu Schönbrunn, dann im Stiegenhause der ungarischen Leibgarde (VII. Bezirk, Hofstallstrasse 7) und im Sitzungssaale des Wiener Stadtmagistrates. Es ist von Meytens¹⁾ gemalt; lebensgross steht sie da, in Goldbrocat gekleidet, mit einem weissen Spitzenüberwurf und weiten Spitzenärmeln, einem Geschenk der Wiener Weberzunft, die es ihr einst als Brautgeschenk überreichte, und welches auch Zumbusch gegenwärtig bei seiner monumentalen Colossalstatue für den künftigen äussern Burgplatz so glücklich in Anwendung brachte. Das Bild ist von wunderbarer Weichheit und Rundung, von grosser Farbenpracht, aber auch von überraschender Naturwahrheit: die ganze hohe Seele scheint aus dem Antlitz zu sprechen.

Die wenigen Andeutungen über die grosse Kaiserin und ihr Hofleben dürften zu ihrer Charakterisirung genügen, da ein weiteres Eingehen in die Begebenheit viele Folianten beanspruchen würde.

Ich eile daher zum Schlusse dieses Capitels, indem es mir darum zu thun ist, noch von den weitem einzelnen Bauobjecten zu sprechen, und zwar von der kaiserlichen Hofburgkirche und von jenen Objecten, die zwar zur Hofburg gehören, aber ausserhalb derselben gelegen sind, von dem Kaiser- und Volksgarten und dem Paradiesgärtchen auf der Löwelbastei.

Die kaiserliche Hofburg-Capelle

erfreut sich eines sehr hohen Alters. Ihre ersten gewissen Spuren reichen bis in die Zeit Albrechts zurück, doch fehlen bezüglich ihrer Gründung verlässliche Urkunden.²⁾ Erst Maria Theresia gab der Kirche durch Renovirung ihre heutige Gestalt, indem sie marmorne Altäre an die Stelle der hölzernen setzte und den Hauptaltar mit dem herrlichen Crucifix von Raphael Donner (aus Erz) schmückte. Später kam auf den linken (Katharinen-) Altar das treffliche Bild Maurer's und rechts an die Stelle des noch aus dem XVI. Jahrhundert datirten geschnitzten Marienbildes das berühmte Füger'sche Bild „Johannes“, das aber in letzterer Zeit in die kaiserliche Belvedere-

¹⁾ Martin von Meytens, in Stockholm 1689 geboren, Schüler des Peter Martin Meytens, wurde Hofkammermaler und Director der Wiener Akademie und starb zu Wien 1770; er war ein Günstling Maria Theresias. Von seiner Hand existiren noch mehrere andere vortreffliche Originalbilder über Maria Theresia, Josef II. und Maria Antoinette.

²⁾ Eine Urkunde fand sich wohl vor, aus welcher wenigstens die Existenz dieser Capelle schon im Jahre 1298 erwiesen ist. In dieser Originalurkunde *ddto.* 21. December 1298 gab Herzog Rudolf, Sohn Albrechts, dieser Capelle und ihrem Capellan Martin die Gerichtsbarkeit über alle ihre Grundsolden und in einer andern Urkunde *ddto.* Speier den 19. December 1301 nennt er sich „den Stifter dieser Capelle“ („*cujus fundator existimus*“). Im Jahre 1639 wurde die Sacristei in ein fürstliches Oratorium verwandelt, und zwei neue Oratorien hinzugefügt.

Galerie wanderte und so das ehrwürdige Marienbild wieder an seine alte Stelle gelangte. Ein vortreffliches Originalbild von Altomonte (welches meines Wissens noch nie publicirt wurde, daher heute schon als Seltenheit gelten mag) biete ich *sub Figur 90* in einer genauen Copie. Es zeigt uns die innern Räume der Burgcapelle, wie sie zur Zeit Maria Theresia's bestanden, und stellt das Tedeum vor, welches zur Krönungsfeier am 22. November 1740 abgehalten wurde.¹⁾

Der Kaisergarten.

Wir gehen nicht fehl, wenn wir heute den schönen Kaisergarten als einen dem Gedächtnisse der Wiener halb entschwundenen Theil der Hofburg nennen. Die Verhältnisse brachten dies eben mit sich. Er war dem Publicum stets verschlossen und von den Gliedern der kaiserlichen Familie selbst in letzterer Zeit gar nicht mehr besucht, so glich er einem verlassenem Posten, von dem man nicht mehr spricht. Und doch war er einst der Lieblingsaufenthalt der Erzherzoge Ludwig, Rainer und Franz Carl und sein grosses Gewächshaus (Wintergarten genannt) war an Schönheit und Zweckmässigkeit ein in Fachkreisen damals noch angestauntes Wunder der Horticulturn.

Dasselbe besteht aus fünf Theilen: der mittlere nimmt den Blumensaal ein, der durch Tausende von herrlichen Pflanzen, sowie durch schöne Wandverzierungen und Bildhauerarbeiten geschmückt ist; diesem schliessen sich zu beiden Seiten rechts und links Glashäuser an, in welchen zwei Drittel der Pflanzen auf Gestellen und nur ein Drittel (Bäume und grössere Gewächse) im Grunde stehen.

Der Kaisergarten befindet sich über dem ehemaligen Basteigraben; das Terrain ist durch Erdanschüttungen trefflich benützt und in Terrassen, Alleen und englische Parkanlagen eingetheilt.

Auf einem der freundlichsten Plätzchen ist das Reitermonument Franz I., des Gemahls der grossen Maria Theresia, aufgestellt; die Statue wurde aus dem ehemaligen alten Paradiesgärtchen hieher übersetzt und wurde von dem vaterländischen Künstler Balthasar Moll gefertigt und in weichem Metall gegossen. Sie trägt an der Vorderseite die Aufschrift: *Divi. Francisci I. Rom. Imp. Statuae. Franciscus. I. Aust. Imp. Avi. Opti. Maximi. Memoriam. Veneratus. Hunc. Locum. Optavit. VI. In. Svorum. Conspetu. Semper. Esset. DCIDCCCXIX.*

Die ältern obern Glashäuser über dem Antiken- und Mineraliencabinete stossen an die Gemächer der Hofburg und sind, sowie auch der Augustinergang, durch eine bequeme Stiege und einen unterirdischen Gang mit dem Salon zur Rechten verbunden.

Das Wohnhaus für den k. k. Hofgärtner befindet sich an der linken Seite des grossen Gewächshauses, bedeckt den Rest der alten Basteicourtine und schliesst sich an die rechte Flanke der ehemaligen Augustinerbastion unmittelbar an.

Die Pläne des Kaisergartens wurden vom Hofbaudirector Ludwig von Remy nach den eigenen Bestimmungen des Kaisers Franz I. entworfen und ausgeführt.

Der Volksgarten

ist noch heute den Wienern werth und theuer und wird noch immer als vorzüglicher Vergnügungs- und Erholungsort besonders der ältern Wiener betrachtet.

¹⁾ Das Originalbild, 42 Centimeter hoch und 31 Centimeter breit, von Altomonte aus dem Jahre 1740, zeigt uns diese Festlichkeit mit den verschiedenen Gruppen nach der Natur. Vorne beim Altar die Würdenträger des Reiches, die Erbtruchsesse und der Landmarschall, und rückwärts die kaiserlichen Hatschiere mit ihren Hellebarden. Links im Vordergrund sehen wir Maria Theresia sitzend, umgeben von den Räten der Krone.

Trotz seines verhältnismässig noch jungen Lebens hat er dennoch eine grosse Geschichte hinter sich. Auch er verdankt seine Entstehung den Sprengungen der Bastionen durch französische Geschütze, denn auf den ehemaligen finstern Trümmern der alten Festungswerke und über dem wüsten Stadtgraben erhoben sich in den Jahren 1819 und 1820 allmählig die heute so lieblichen, freundlichen Gartenanlagen des Volksgartens.

Am 1. März 1823 wurde derselbe feierlichst eröffnet, nachdem ein Jahr vorher vom Kaffeesieder Corti durch den Hofarchitekten Nobile ein Kaffeehaus mit kaiserlicher Bewilligung hier erbaut und einige Monate vorher der Theseustempel daselbst vollendet worden war.

Das Kaffeehausgebäude bildet, wie *Figur 91* zeigt, einen auf drei Stufen stehenden halbkreisförmigen, gedeckten Porticus, welcher an der äussern Seite von 22 jonischen Säulen getragen wird.

Die beiden Enden bilden eine schmale Front von drei Fensterbreiten, mit zwei jonischen Säulen geziert. Damals war nur in der Mitte des Halbkreises der Eingang (auf acht Stufen) errichtet,

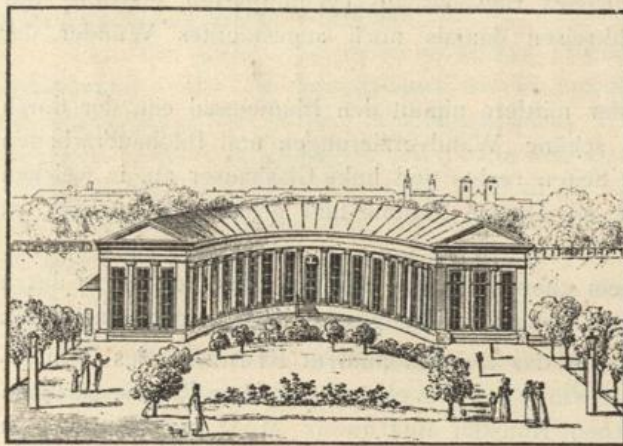


Fig. 91. Das Kaffeehaus im Volksgarten.

später aber kamen auch an den beiden Seitenwänden Eingänge hinzu, wie sie noch heute (auf drei Stufen) bestehen. Die Rückwand ist mit den trefflichen lebensgrossen Porträts der Kaiser Franz I., Ferdinand I. und Franz Josef I., sowie ihrer Gemahlinnen Carolina, Maria Anna und Elisabeth geschmückt, während die Vorderseite mit hohen Glasfenstern geschlossen ist.

An diesem Gebäude hat sich während seines sechzigjährigen Bestehens nichts wesentlich geändert, nur erhielt bei Gelegenheit einer Reparatur die Bedachung eine moderne Plattform.

Was die Gartenanlagen betrifft, so haben sie sich im Laufe der Zeiten vielfach umgestaltet; der frühere steife Geschmack, der sich in einer gewissen Regelmässigkeit und Einförmigkeit gefiel, wurde durch schönere, sogenannte englische Parkanlagen verdrängt. So kam es, dass also die hohen geradlinig aufgestellten, noch in den Vierzigerjahren bestehenden Pappelbäume und monotonen Wiesenplätze verschwanden und an ihre Stelle schöne Linden- und Ahornbaumgruppen, zierlich umrankte Wasserbassins und elegante Blumenparapete traten, darunter ein Hauptbassin, dessen Springbrunnen mit einer trefflichen Bildhauerarbeit Tilgner's geziert ist; dieselbe stellt eine Wassernixe dar, wie sie von einem Faun geraubt wird. Die Composition ist äusserst wirksam und auf das Sorgfältigste ausgeführt; besonders effectvoll sind die weichen, runden Mädchenformen neben denen der knorrigen Männergestalt. Doch den Glanzpunkt des Volksgartens bildet der Theseustempel mit Canova's unsterblicher Meisterarbeit, dem Siege des Theseus über den Centauren.

Der Theseustempel

ist, wie wir in *Figur 92* sehen, eine äusserliche Nachbildung des noch heute zu Athen befindlichen Tempels, welchen einst Cimon dem Theseus geweiht, doch sind die beiden Anticellen (aus Terrainrücksichten) weggelassen worden. Der Porticus wird an beiden Langseiten von je zehn, und an beiden Schmalseiten von je sechs Säulen dorischer Ordnung getragen. Im Innenraum aber,

durch schönes Kuppellicht erleuchtet, prangt Canova's colossale Meistergruppe. Wer kennt die Arbeit nicht, und wer bewundert sie nicht gerne wieder, wenn er sie auch hundertmal gesehen hätte?



Fig. 92.

Der Theseustempel im Volksgarten.

Canova's Theseusgruppe.

Wir stehen hier vor einem der vollendetsten Meisterwerke aller Zeiten und fragen uns: worin liegt wohl das Grosse und Ueberwältigende dieser Darstellung? Es liegt einzig und allein in dem überaus geschickt und glücklich gewählten Momente der Handlung selbst. Der Künstler hat hier den Augenblick festgehalten, in welchem Theseus seinen Gegner zu Boden schleudert, um ihm, kräftig ihn an der Kehle erfassend, mit der Keule des Periphetes den gewaltigen letzten Todesstreich zu versetzen. Krampfhaft wühlt die linke Hand des Besiegten noch im Boden, und krampfhaft stemmt sich die Rechte in den starken Arm des Siegers, während die Hinterfüsse noch zum letzten Widerstande gewaltsam aber fruchtlos sich emporzurichten bemüht sind, und aus dem weitgeöffneten Munde des Centauren glauben wir den letzten Schmerzensschrei zu hören.

Canova's sonst so weiche, zarte und runde Formgestaltung ist hier im carrarischen Marmor fast gar nicht wieder zu erkennen, so markig und kräftig ist hier Alles zum Ausdrucke gebracht. Die sehnige, muskelstarke Heroengestalt Theseus', sein übermenschlicher Zorn, das von Angst und Schreck erstarrte Antlitz des Centauren. Und so vollendet in seinen Formen, ebenso naturwahr ist auch Alles in seiner Darstellung, so dass wir gestehen müssen, es könne nicht anders sein, als wie wir es eben vor unseren Augen sehen; alles erhält Leben und Bewegung, selbst der Mantel scheint sich während des Ausfalles fortzubewegen.

Eine *sub Figur 93* beigegebene genaue Abbildung dieses Meisterwerkes dürfte das Gesagte nicht Lügen strafen.¹⁾



Fig. 93.

Canova's Theseusgruppe im Volksgarten.

¹⁾ Eben so merkwürdig wie dieses Kunstwerk selbst ist auch seine Geschichte. Es dürfte vielleicht wenigen Lesern bekannt sein, dass niemand Geringerer als Napoleon selbst es war, der bei Canova die Bestellung dieses Werkes für den Corso zu Mailand machte. Er hatte sich eben im Dome zu Mailand die Krone auf's Haupt gesetzt und wollte den Mailändern ein Andenken zurücklassen, ein sichtbares Zeichen seiner Gewalt, eine Art Apotheose seiner unüberwindlichen Herrschermacht über das ohnmächtige Europa. Das Werk wurde vom Meister bereits im Jahre 1805 angefangen, aber wichtige Arbeiten verzögerten die Vollendung, und so kam es denn, dass Kaiser Franz I. bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Rom dieses edle Werk für seine Hauptstadt gewann und sogleich den überaus schwierigen Transport selbst anordnete und leitete.

Das Paradiesgärtchen

nahm das Ende der Löwelbastei ein. Es war, wie *Figur 94* zeigt, eine Art Gartenhaus (Eigentum des kaiserlichen Hofes), welches der Familie Corti zur Errichtung eines Kaffeesalons im Jahre 1823 gegen geringen Pacht überlassen wurde. Da war ein herrlicher Ausblick über die Vorstädte und Gebirgszüge, Cobenzl, Leopolds- und Kahlenberg, und mitten auf dem Platze zwischen schattigen Bäumen und Blumenrabatten war ein grosses Musikorchester aufgestellt, wie *Figur 95* zeigt, woselbst, sowie

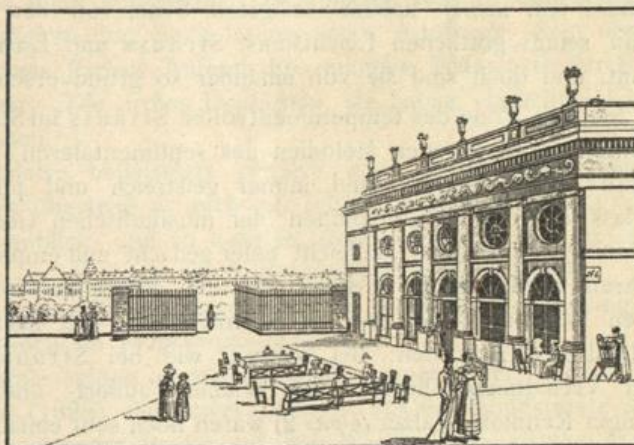


Fig. 94.

Das Paradiesgärtchen.

unten im Volksgarten, einstens die heitern Walzermelodien eines Johann Strauss und Josef Lanner die Herzen unserer Mütter und Grössmütter ergötzen. Beide Orchesterräume bildeten die Wiege des spätern Rufes dieser beiden Walzerheroen, die in ihren Melodien noch heute im Herzen unserer Wiener fortleben.

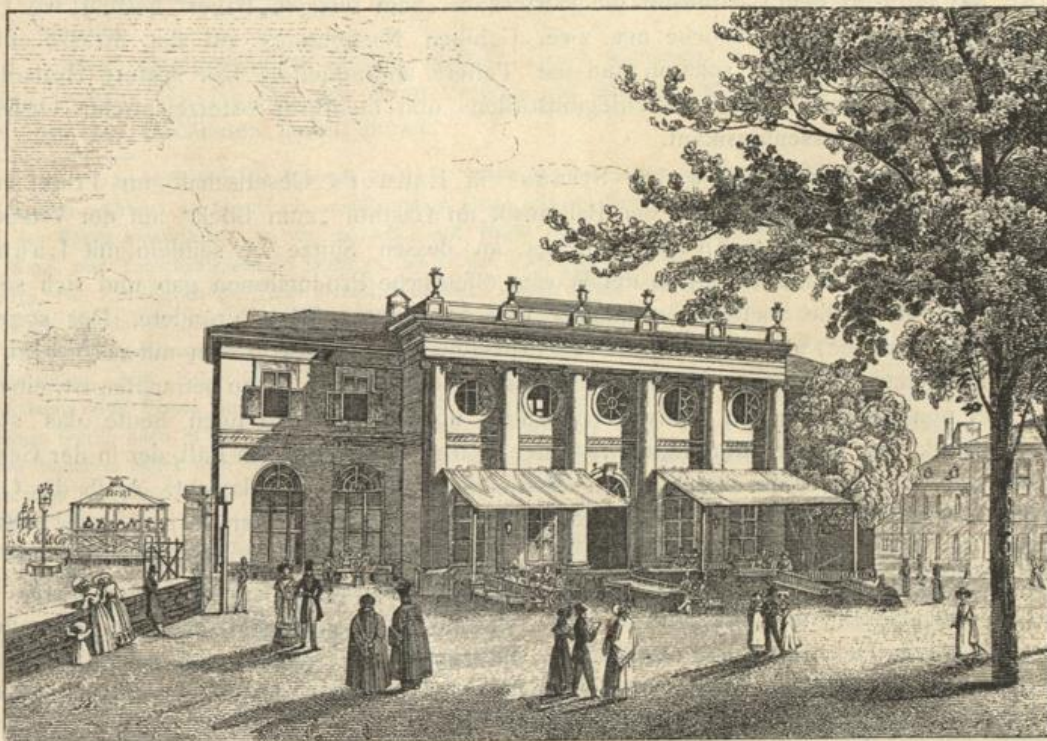


Fig. 95.

Das Paradiesgärtchen auf der Löwelbastei.

Strauss und Lanner.

Beide sind die populärsten Musiker der Welt. Ihre Namen reichen weit über den Ocean hinüber, und ihre herzwinnenden Melodien entzücken noch heute die Hörer und beflügeln die Schritte der Tänzer, aber auch bei den ältern Wienern, die nun nicht mehr tanzen, machen sie die Pulse

heftiger schlagen und erwecken theure Erinnerungen an eine glückliche Jugend. Strauss und Lanner sind die Repräsentanten des echten Wiener Humors. Mit diesen beiden Namen lässt sich in gewissem Sinne das ganze vormärzliche Wienerthum der letzten fünfzig Jahre zusammenfassen. Ich meine das Wienerthum von seiner liebenswürdigsten Seite, von der Seite seines Frohsinns, seiner Leichtlebigkeit und seines göttlichen Leichtsinns. Strauss und Lanner werden daher auch immer gleichzeitig genannt, und doch sind sie von einander so grundverschieden.

Während die feurigen Töne des temperamentvollen Strauss im Sturme erobern, schleichen sich nur langsam die sanften schmachtenden Melodien des sentimentaleren Lanner in die Herzen der Hörer ein. Die Strauss'schen Weisen sind immer geistreich und pikant und ihre Themen so glücklich gewählt, dass sie das Weiterspinnen der musikalischen Gedanken erleichtern. Die Lanner'schen Compositionen dagegen sind vielleicht tiefer gedacht und empfunden, aber breiter, mit schwierigeren und reicherer harmonischen Unterlagen und contrapunktischen Ausschmückungen geziert. Die Strauss'schen Walzer brausen wie im Sturme dahin, die Lanner'schen ziehen sich sanft fort in weichen, lieblichen Accorden. Bei Lanner wie bei Strauss gingen die Erstlingswerke aus bescheidenen Verhältnissen hervor. Die Wiener Täuberl- und Kettenbrücken-Walzer (*Opus 1* und *3*), der Döblinger Reunion-Walzer (*Opus 2*) waren noch sehr einfach und ohne schwierigere Harmonisirung, doch melodisch und herzwinnend; sie waren einfach und dürftig, wie die Verhältnisse ihrer Componisten es waren, und es ist interessant zu bemerken, dass noch heute in der Praterstrasse (Nr. 34) *vis-à-vis* dem Carltheater ein Wirthshaus „zum lustigen Bauer“ besteht, wo Lanner und Strauss dreimal in der Woche mit zwei Gehilfen Nachmittags auf der Strasse auf einer improvisirten Tribüne öffentlich spielten und mit Tellern absammelten. Der spätere Hofballmusik-Director, Besitzer des französischen Ehrenlegionsordens und mehrerer österreichischer Orden, war also ursprünglich ein Strassenmusikant.

Bereits im Jahre 1823 wirkte Strauss in Lanner's Gesellschaft im Prater mit, im Jahre 1824 übernahm er die Direction der Ballmusik im Gasthof „zum Bock“ auf der Wieden, und im Jahre 1825 bildete er ein treffliches Orchester, an dessen Spitze er seitdem mit Lanner abwechselnd im Volksgarten zweimal in der Woche öffentliche Productionen gab und sich so seinen Ruf von hier aus über alle Städte Deutschlands und der ganzen Welt gründete. Der sogenannte deutsche Tanz (Allemande) und eigentliche Dreischritt-Ländler wurde von ihm mit rascherem Tempo in den neuen sogenannten Walzer umgewandelt, als dessen Schöpfer er zu betrachten ist, eine Tanzform, die sich nun nahezu sechzig Jahre lang erhielt, und für die sich noch heute das sonst so unbeständige Volk der Wiener mit ungeschwächter Wärme interessirt, ein Fall, der in der Geschichte der Tänze (mit Ausnahme des noch ältern Menuets) ohne Beispiel dasteht. Auch die Quadrille und den Polka-Rhythmus holte sich Johann Strauss bei Gelegenheit der Pariser Reise (1828) und eignete sich dieselben vollkommen an, und er hat seitdem auch fast ausschliesslich in diesem Rhythmus beharrt. Besonders war es der hebende, hüpfende und kurze Piccolosatz, den er dem Pariser Musar richtig abgelauscht und in sein geistiges Eigenthum umgewandelt hat. So entstanden jene pikanten Melodien, die zum Theile auch in die Walzerform übergingen und seinen Werken jene eigenthümliche unnachahmliche Färbung verliehen, wodurch sie sich von den Werken anderer Compositeure dieser Gattung so wesentlich unterscheiden.

Auch dem Charakter nach waren beide Künstler grundverschieden. Strauss war still, nachsinnend und in Gesellschaft wortkarg, Lanner dagegen ungemein lebhaft und unerschöpflich in tollen Streichen. Strauss war ruhm- und unternehmungssüchtig, sein rastloser Ehrgeiz trieb ihn auf weite Reisen, nach Paris und London, nach Dublin, Edinburgh und Glasgow, nach Berlin und viele andere Städte Deutschlands, während Lanner mit Ausnahme eines kurzen Besuches nach Pest und einigen nahen Städten fast nie über Döbling hinauskam, wo er wohnte und auch dort eine Liebe hatte, mit der er schon in sehr jungen Jahren ein ernstes Verhältniss angeknüpft hatte. Strauss beschäftigte

sich mit nichts als ausschliesslich mit seiner Musik, Lanner dagegen hatte auch einige kleine Nebenpassionen; er war nämlich der stärkste Raucher und leidenschaftlichste Liebhaber von schönen Meerschampfeifen.¹⁾

Strauss war klein von Statur. Die dunklen Haare, seine schwarzen, glutvollen Augen, sein blasses Gesicht verliehen ihm einen interessanten Ausdruck. Sein übrigens etwas breiter Kopf zog ihm gelegentlich seines Pariser Aufenthaltes manche Witzworte der Franzosen zu, sie nannten ihn *tête-carrée* und sagten: „Die armen Deutschen, sie haben viereckige Köpfe, die sie sich an allen Ecken oft genug anstossen.“

In seiner Toilette befeissigte er sich einer ausserordentlichen Nettigkeit, und dieselbe Sorgfalt und Genauigkeit übertrug er auch auf seine Compositionen, nur verschob er die Arbeit oft bis auf den letzten Augenblick, und so kam es, dass er nicht selten an jenem Tage ein Musikstück zu componiren begann, an welchem die Aufführung stattfinden musste.

Seine Orchestermitglieder waren bereits an diese Verspätung gewöhnt und legten gar oft die glänzendsten Proben im *Prima-vista*-Spiele ab.

Die Hauptlocale seines ersten Auftretens waren der damals so berühmte Saal „zum Schwan“ in der Rossau (1825), die „zwei Tauben“ auf der Landstrasse auf dem Glacis, Ecke der Marokkanergasse, der „schwarze Bock“ auf der Wieden, Margarethener Hauptstrasse Nr. 27, das Finger'sche Hôtel in Döbling und später Scherzer's schöne Localitäten „zur Kettenbrücke“ in der Leopoldstadt, welche als der vornehmste Vergnügungsort der Wiener „zum Sperrl“ genannt wurden.

Seine Compositionen fanden alsbald einen Verleger in der Person des Hof-Musikalien-Händlers Tobias Haslinger, der einen Vertrag mit ihm abschloss, dass er alle künftigen Compositionen bei ihm erscheinen lassen müsse.

¹⁾ Lanner's intimere Freunde erzählen: Wenn er einen schön angerauchten Meerschampkopf irgendwo erblickte, mochte es auch während des Musicirens an öffentlichen Orten sein, so liess er denselben nicht mehr aus den Augen, und kaum hatte er den Bogen niedergelegt, so war er schon mit einem Satz bei dem glücklichen Besitzer dieses Kopfes und setzte ihm mit Kauf- und Tauschanträgen so lange zu, bis er das seltene Cabinetstück sein Eigen nennen durfte. Da geschah es denn nicht selten, wie Friedrich Schlögl erzählt, dass dem „lieben Herrn von Lanner“ (wie die Wiener sich ausdrückten) bei seiner grossen Popularität „*stante pede*“ ein „Präsent“ gemacht wurde, was gar nicht seine Absicht war, oder dass die Tischgesellschaft, wenn das begehrenswerthe Object etwa ein Erbstück oder ein sonst theures Andenken, also nicht wegzugeben war, sich dahin einigte, dem „lieben Herrn von Lanner“ ein ganz gleiches Exemplar nachschneiden zu lassen und als Zeichen der Werthschätzung seiner Person ihm freundschaftlichst zu verehren. Der so ruhmvoll Ausgezeichnete liess sich aber nicht spotten, der Champagner wurde dann in Halbgläsern getrunken. Lanner hat auf diese Weise eine grosse Pfeifensammlung hinterlassen, von deren manchem Stück man eine interessante oder drastische Geschichte erzählen könnte. Lanner war 1801 in Wien geboren; seine bedeutenden musikalischen Kenntnisse hatte er ohne genügenden Unterricht, fast ganz aus sich selbst gewonnen. Sein entschiedenes Talent brachte ihn bald auf der Bahn eines Tanzcomponisten vorwärts, er wurde schnell beliebt, und die Säle- und Gartenbesitzer wetteiferten förmlich, ihn mit seinem wohlbesetzten Orchester spielen lassen zu können. So wurde er bald der ausschliessliche Liebling der Wiener, deren Gunst er nur noch mit Strauss theilte. Alle Montag und Donnerstag spielte Lanner im Paradies- und Volksgarten, Strauss dagegen alle Dienstag und Freitag. Aber auch in den Vorstadlocalitäten lockten seine Zauberklänge ein sehr zahlreiches Auditorium herbei. So waren z. B. der „Bock“ auf der Wieden, der „Dommayer“ in Döbling, die Gasthauslocalitäten „am Währingerspitz“ stets gedrängt voll. Seine Walzercompositionen wurden stets mit stürmischem Applaus begrüsst, besonders „Die Werber“, „Schönbrunner“, „Schnellsegler“, „Olympwalzer“, „Lockwalzer“, „Isabellenwalzer“ (der verwittweten Königin von Neapel gewidmet), „Kometenwalzer“, „Die Humoristikes“, „Die Schwimmer“, „Pariser Walzer“, „Pester Walzer“, „Dampfwalzer“. Lanner componirte sehr leicht und rasch und schrieb auch sehr viele und gelungene Cotillons, Galopps, Potpourris und Militärmusik (er war nämlich auch Capellmeister des zweiten Bürgerregiments). Er war ein Mann von einnehmenden Zügen, höher gewachsen als Strauss, sein blonder Lockenkopf trug ihm den Spitznamen „Flachskopf“ ein. Seine äussern Lebensverhältnisse flossen ruhig dahin, und als er inmitten seines kräftigsten Mannesalters am 14. April 1843 starb, liess er nichts als einen zweijährigen Knaben als Erben seines Namens und Ruhmes zurück. Der Knabe, zum Jüngling gereift, betrat nun auch die Laufbahn seines Vaters, aber auch er starb schon im Alter von 23 Jahren und beschloss für immer das berühmte Walzercomponistengeschlecht. Aber der Name Josef Lanner lebt fort, und noch gegenwärtig wird alljährlich am 22. März in den Gasthauslocalitäten „zur Stadt Wien“ (VIII. Bezirk, Langegasse Nr. 46) mit einem Lanner-Abend sein Andenken gefeiert, indem die Fahrbach'sche Capelle seine besten Compositionen hier zu Gehör bringt.

Fast alle seine Werke fanden ungetheilten Beifall, und noch heute können die meisten derselben als Meisterwerke dieser Gattung gelten. ¹⁾

Die älteren Tänze der Wiener.

Nichts ist so sehr der Mode unterworfen, aber auch nichts kennzeichnet den Charakter seiner Nation und seines Jahrhunderts in so hohem Masse wie der Tanz. So spricht z. B. die wilde Glut des Magyaren aus seinem „Czárdás“ und „Friskás“; das südliche Feuer des Italieners aus seiner „Tarantella“; die stille Schwermuth des Serben aus seinem melancholischen „Colo“; die gesellige Höflichkeit und edle Grazie des Franzosen aus seinem artigen „Menuet“ und seiner „Quadrille“; aber auch die gemüthliche Behäbigkeit, der ewig jugendliche Frohsinn des Deutschen spricht sich aus seinem „Ländler“ und „Deutschen“ ganz offen und unverhohlen aus. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts zeigte sich der Tanz auch bei uns (wie überall) in gemessener Weise. Die Gravität, der barocke Humor tönte uns auch auf unseren Ballsälen aus der „Gavotte“, „Musette“ und „Menuet“ entgegen: dagegen war später, und zwar zu Anfang unseres Jahrhunderts der Tanz zu einer kindischen Heiterkeit und schalkhaften Sentimentalität herabgesunken. Die Tanzformen wurden immer kleiner, knapper, immer charakterloser. Das Pathos verschwand, und an dessen Stelle trat nun das verliebte Schäferspiel, das Nichtssagende, Tändelnde, das Entredeux von Perrücke und Reifrock, man tanzte „Ecoossaise“, „Gavotte“, „Tempête“, und Mozart und Beethoven verschmähten es nicht, für die kaiserlichen Redoutensäle Tänze zu componiren. Da erschien im Jahre 1819 Carl Maria Weber's „Aufforderung zum Tanz“. Alles was nur ein deutscher Tanz Poetisches, Zierliches und Anmuthiges haben konnte, glaubte man in dieser Musik zu hören, und Weber's feuriges Allegro blieb längere Zeit das Muster eines echt deutschen Tanzes, des „Dreischrittes“, den man kurzweg „Deutschen“ („Allemande“) und in Oberösterreich „Linzer“, auch „Ländler“ nannte. Aber

¹⁾ Ich will einige der gelungensten Compositionen nennen, überzeugt, dass manche der Leser bei Nennung der Titel sich mit Freude der vielen frohen Stunden und Augenblicke erinnern werden, die der Meister ihnen mit seinen unerschöpflichen Melodien bereitet. Ich erinnere nur an: „Die Charmant-Walzer“ (*Opus 31*), „Heiter auch in ernster Zeit“ (*Opus 48*), „Das Leben ein Tanz“ (*Opus 49*), „Hofballtänze“ (*Opus 51*), „Kusswalzer“ (*Opus 75*), „Gedankenstriche“ (*Opus 79*), „Ballraketen“ (*Opus 96*), „Die Debutanten“ (*Opus 133*), „Die Lustwandler“ (*Opus 146*), „Dämonenwalzer“ (*Opus 149*), „Lorelei-Rheinklänge“ (*Opus 154*), „Frohsinnssalven“ (*Opus 163*), „Wiener Früchteln“ (*Opus 167*), „Themisklänge“ (*Opus 201*), „Die Schwalben“ (*Opus 208*), „Feldblemln“ (*Opus 213*), „Aetherträume“ (*Opus 225*), „Sorgenbrecher“ (*Opus 230*), „Die Friedensboten“ (*Opus 241*). Ueberdies hatte sich im Nachlasse des am 27. September 1849 verstorbenen Meisters noch eine grosse Anzahl ausgezeichnete Compositionen vorgefunden, die der Reihe nach bei Haslinger erschienen. Uebrigens ist die Walzerdynastie Strauss nicht ausgestorben, sie pflanzte sich in seinen Söhnen fort. Der älteste war der talentirte Johann, welcher der Walzermuse untreu wurde und seine Dreivierteltact-Motivz in seinen Opern hören lässt; dann Josef, der viel zu früh verstarb, und nur in wenigen, aber ausgezeichneten Compositionen Probe seines schönen, schwärmerischen Talentes gegeben, und schliesslich Eduard, der letzte Erbe seines Vaters, dessen äussere Gestalt am meisten an seinen Vater erinnert. Johann Strauss, am 14. März 1804 in der Schenke „zum guten Hirten“ in der Leopoldstadt geboren, wurde frühzeitig gezwungen, das Buchbinderhandwerk zu lernen, ging aber seinem Meister als vierzehnjähriger Knabe durch und fand bei einem wohlhabenden Bekannten seines Vaters, der in Döbling eine Besingung hatte, und der ihn auf dem Wege nach Nussdorf weinend traf, freundliche Aufnahme und Unterstützung. Der neue Wohlthäter gab ihm reichlich Verpflegung und liess ihm mit seinem Sohne bei dem Meister Polyschansky guten Violinunterricht ertheilen. Später erhielt er Beschäftigung in dem Orchester des damals sehr beliebten Musikdirectors Pamer beim „Sperl“, und er fühlte sich nicht wenig gehoben, als er zum erstenmale das Orchester betrat, um nun auch öffentlich sein Instrument erklingen zu lassen. Im Jahre 1819 hatte sich Lanner mit den Gebrüdern Drahanek zu einem Terzett verbunden, dem sich nun Strauss ebenfalls anschloss. Die jungen Leute blieben sich das ganze Leben hindurch in Freundschaft treu ergeben, denn in ihren Herzen fand sich keine Spur von kleinlichem Künstlerneid. Wie sich nun Lanner und Strauss zu ihrer Höhe emporgeschwungen, ist bereits gesagt, und ich will nur noch schliesslich bemerken, dass Beide ihren Ruhm nicht bloss ihrem Talente allein verdankten, sondern dass auch die äusseren Zeitverhältnisse mächtig dazu beitrugen: je mehr damals die Wiener von allem politischen Leben abgesperrt wurden, je mehr der freie Gedanke zurückgedrängt war, desto heftiger trat das Empfindungs- und Gefühlsleben hervor. Musik wurde ihnen zum Lebenselement, und namentlich die Tanzmusik sagte den temperamentvollen Wienern am besten zu. Temperament aber war die Seele dieser beiden Walzerheroen, und unter diesem Zeichen mussten sie siegen.

unserer feurigen Jugend war auch diese Tanzweise noch zu langsam und Strauss und Lanner gaben ihr ein rascheres Tempo, und nun begann das goldene Zeitalter des „Walzers“, der über die noch in Mode stehende Ecossaise die Alleinherrschaft gewann, und vor dessen Zauberklängen auch die Polonaise verschwand, die heute nur noch mehr bei Eröffnung der Hofbälle als Concert- und Introductionstück gespielt werden darf.

Es ist nicht zu leugnen, dass seit ältester Zeit der Tanz ein Lieblingsvergnügen der Wiener war und die Stadt schon vor 150 Jahren nicht viel weniger Tanzsäle zählte als heute,¹⁾ ebensowenig wie der Umstand, dass neuestens die modernen Tänze Vieles von ihrer Plastik, von ihrem frühern Feuer und Charakter einbüssten und conventionellere Formen annahmen. Sicherlich werden die Tänze der Zukunft wieder feuriger und weniger charakterlos werden, als ihre matten Vorgänge es waren.

¹⁾ Der Gelehrte F. Nicolai, der 1781 Wien besuchte, sagt in seinen „Musikalischen Mittheilungen“: „Die Wiener Tanzmusik ist gut markirt und wird hebed gespielt. Die berühmtesten Tanzsäle sind die „Mehlgrube“ und das Casino von Otto in der Spiegelgasse, beim „Sperl“ in der Leopoldstadt, „drei König“ auf der Landstrasse, beim „Mondschein“ auf der Wieden, „zwei Lämmer“ in Mariahilf, das „grüne Thor“ in der Rossau; der Adel findet sich in den Redoutensälen und im Tanzsaale des Traiteurs Jahn in der Himmelfortgasse ein. Die Stadtmusiker, welche Tanzmusik auszuführen pflegen, versammeln sich (seit 1782, wo der Zunftzwang der Nicolaibruderschaft aufgehoben war und die Musik für frei erklärt wurde, jeden Samstag Morgens hinter der am Hohenmarkte befindlichen Säule, und an den übrigen Tagen auf der Brandstatt, wohin sich Jedermann, der Musiker zum Aufspielen der Tänze sucht, und eine Bestellung machen will, wendet.“ Vide: „Jahrbuch der Tanzkunst“ 1795. Interessant ist auch die Bemerkung, dass der bei uns noch übliche Contretanz (ein altfranzösischer Tanz) zum ersten Male im Jahre 1821 am Berliner Hofe getanzt wurde und dann erst zu uns herüberkam, und dass der Cotillon erst aus den Zwanzigerjahren stammt und in Wien seitdem mit grossem Beifall aufgenommen wurde. Das Interessante und Neue lag wohl in der Freiheit, dass eine Dame sich selbst den Tänzer, den sie (gleichviel aus welchem Grunde) bevorzugt, aus der Menge der übrigen auswählen darf, und in der dadurch gespannten Erwartung, wen wohl diese und jene Dame zu einer Extratour auffordern werde. Ein ganz specifisch wienerischer Tanz ist der sogenannte „Polsterltanz“, zu dem Johann Strauss in seinem Opus 10 die Musik schrieb. Er hat seinen Namen von der Sitte, dass der Tänzer auf einem Polster knieend der Dame ein Bouquet überreicht und sie zum Tanze auffordert. Eine andere Art Wiener Tanz war der „Langaus“, ein etwas rascherer Walzer, der grösstentheils im Saale „zum Mondschein“ (heute IV., Technikerstrasse Nr. 1) getanzt wurde, daher derselbe auch „Langaus-Saal“ genannt wurde. Von diesem Saale schreibt Bäuerle Folgendes: „Der Mondscheinsaal hat sich unsterblich gemacht durch seine Sterblichkeit in den Reihen der jungen Leute, die ihn besuchen und dort ausschliesslich den „Langaus“ tanzen. Zu jener Zeit gehörte es zum guten Tone, ein Tänzer von Bravour zu sein. Der „Langaus“ erforderte die grösste Bravour, da galt es seine Tänzerin von einer Ecke des Saales in die entgegengesetzte im rapidesten Tempo zu „walzen“. Wäre es nur bei einer Tour in dem riesigen Saale geblieben, so hätte man diesen bacchantischen Tanz allenfalls noch billigen können. Allein sechs bis acht Male musste der Kreis athemlos und ohne Rast beschrieben werden; ein Paar suchte das andere zu überflügeln, und nicht selten machte ein Lungenschlag der Raserei ein Ende. Solch' schreckliche Intermezzi veranlassten endlich die Polizei den „Langaus“ zu untersagen.“ Gevay, der Vorstadthumoristiker, welcher noch Gelegenheit hatte diesen Saal (1813) zu besuchen, widmete demselben einige Strophen der Erinnerung, die ihrer Originalität halber hier eine Stelle finden mögen:

„Der Halbmond, „Mondschein“ in des Volkes Munde,
Ein schöner Tanzsaal vor der Stadt,
Steht links, beleuchtet schon zur Abendstunde,
Ein völlig glühendes Quadrat.

Man hört' ihn einst von allen Lippen preisen,
Er leuchtete mit seinem Glanz
Wie jener Stern in Juda den drei Weisen,
Den Wienern zum Bankett und Tanz.

Abnehmend ist er jetzt im letzten Viertel,
Der Mond, so dass man kaum ihn kennt;
Es hat die Ahnfrau „Zeit“ aus ihrem Gürtel
Ihn schon zur Hälfte ausgetrennt.“

Zwölf Jahre später musste er wirklich der Clavierfabrik Stein das Feld räumen; nur das Gasthaus ist übrig geblieben, dessen Localitäten noch heute unverändert bestehen und gewiss bei vielen alten Wienern manche angenehme Erinnerung erwecken. Erst in den Dreissigerjahren brachte Strauss die „Polka“ aus Paris und führte sie mit seiner „Sperl“- (*opus* 133) und „Annapolka“ (*opus* 137) bei uns Wienern als Neuigkeit ein. Wie einige choreographische Gelehrte behaupten, soll dieser Tanz böhmischen Ursprungs sein. Die Erfinderin hiess Anna Slejak, ein Dienstmädchen aus Koprain. Man nannte diesen Tanz wegen des in ihm waltenden Halbschrittes „*pulka*“ (Polka), das heisst die Hälfte.